Das
Vatikanische Concil.

Eine kurzgefaßte Darlegung
der Veranlassungen, des Verlaufs und der Folgen dieser
Kirchenversammlung

von

G. Th. Reichelt.



Bautzen, 1872.
In Commission bei Eduard Rühl.

Druck der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungs-Anstalten.
(Diesdorf bei Kuhnern.)

Vorbemerkungen.

Die vorliegende Schrift enthält drei, vergangenen März hierselbst gehaltene Vorlesungen, welche nun fast ganz in der ursprünglichen Form der Oeffentlichkeit übergeben werden. Sie ist für Leser gemeint, welche vom Vatikanischen Concil nicht viel mehr wissen, als man im unruhigen Jahr 1870 durch die Zeitungen Nord-Deutschlands erfuhr.

Die bei der Ausarbeitung dieser Vorlesungen hauptsächlich benützten Werke sind folgende:

1. Römische Briefe vom Concil von Quirinus. München 1870.
2. Tagebuch. Während des Vatikanischen Concils geführt von Dr. J. Friedrich. Nördlingen 1871.
3. Die päpstliche Unfehlbarkeit und das Vatikanische Concil. Vortrag von Dr. Paul Hinschius. Kiel 1871.
4. Katholicismus und Protestantismus im Hinblick auf die Vatikanischen Concilsbeschlüsse betrachtet. Vortrag von Dr. Heinrich Heppe. Bremen 1871.
5. Zur Geschichte des Vatikanischen Concils. Von Lord Acton. München 1871.
6. Einige Worte über die Unfehlbarkeitsadresse und die neue Geschäftsordnung. Zwei Gutachten von J. von Döllinger. München 1870.
7. J. v. Döllingers Erklärung an den Erzbischof von München-Freising. München 1871.
8. Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. Von Dr. Karl Hase. Dritte Auflage. Leipzig 1871.

9. Sechstes Supplementheft zur 11. Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons, Artikel „Concil". — Die kurze in diesem Artikel enthaltene Zusammenstellung wurde bei der Beschreibung des Verlaufs des Concils meistens zu Grunde gelegt.

10. Die Folgen des Concils für das Verhältniß zwischen Staat und Kirche sind größtentheils nach einem Heft der „Grenzboten", 1871, gegeben.

Aus den genannten Werken, und zwar besonders aus 1. 8. 9. 10., sind einzelne Stellen wörtlich benützt worden, ohne daß die Quelle jedesmal genannt oder auf die Seitenzahl verwiesen ist.

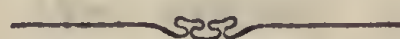
Der Wunsch mehrerer Zuhörer, daß diese Vorlesungen gedruckt werden möchten, und der Umstand, daß wir noch mitten in den Folgen des Vatikanischen Concils stehen und also eine populäre und doch hinreichend eingehende Darstellung dieses vielleicht letzten und wichtigsten römischen Concils Vielen erwünscht sein dürfte, bewogen mich zur Veröffentlichung dieser Schrift.

Herrnhut, im Juni 1872.

Der Herausgeber.

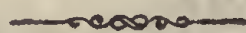


Inhalt.



Berichtigung.

Seite 39, 5. Zeile v. u. statt „klerikalen" lies „nicht klerikalen".



Der Gegenstand, auf welchen ich jetzt Ihre Aufmerksamkeit zu richten wünsche, das vom 8. December 1869 bis zum 20. Oct. 1870 in Rom abgehaltene sogenannte Vatikanische Concil, scheint vielleicht auf den ersten Blick uns etwas fern zu liegen, weil wir als Protestanten weder den durch das Concil unfehlbar gemachten Papst zu unserm geistlichen Oberhaupt haben, noch auch verpflichtet sind, uns nach den sonstigen Bestimmungen zu richten, welche durch diese Versammlung römisch-katholischer Prälaten getroffen worden sind.

Aber gerade als Protestanten dürfen wir uns doch auch diesem bedeutsamen kirchlichen Ereigniß nicht theilnahmlos gegenüberstellen, denn als Protestanten sind wir keine engherzigen Christen, oder sollten es wenigstens nicht sein, meinen nicht, daß in unsrer Kirche allein das Heil zu finden sei, wenn wir auch die Vorzüge unserer Kirche vor anderen erkennen und hochschätzen; und über unsern Häuptern wölbt sich der weite Dom der idealen Kirche, deren Anfänge hier und deren Ausgänge im Jenseits liegen, und für deren Glieder wir alle wahren Christen halten, die je innerhalb einer Kirche oder christlichen Gemeinschaft gelebt haben, jetzt leben, in unserer oder anderen Kirchen zerstreut, und die noch in Zukunft erstehen werden.

So ist also auch die römisch-katholische Kirche, wenn uns auch ihre vielen und schweren Irrthümer offenbar sind, nicht von unserer Theilnahme ausgeschlossen, denn auch in ihr sind wahre Christen, sind gar Viele, die nach Licht und Wahrheit trachten, und eine leider noch viel größere Anzahl von Solchen, die durch ihren beinahe gänzlichen Mangel an Erkenntniß unsere Theilnahme am allermeisten verdienen; und wie wir ein römisches Concil mit Freuden begrüßt haben würden, welches die größere Hälfte der Christenheit von einigen Irrthümern befreit und ihr eine mehr biblische Grundlage gegeben hätte, so blicken wir mit theilnehmender Trauer auf das Vatikanische Concil, welches die katholische Kirche nicht im Mindesten reformirt, die schon reichlich vorhandene

Finsterniß noch dicker gemacht, und zu den schon herrschenden Irrthümern neue hinzugefügt hat — abgesehen von anderen übeln Folgen desselben, auf die ich noch zurückkommen werde.

Doch nicht nur die weitherzige Liebe evangelischen Christenthums läßt uns das Vatikanische Concil als ein wichtiges, wenn auch leider unerfreuliches kirchliches Ereigniß ansehen, welches durchaus verdient von uns beachtet zu werden, sondern Pius IX. hat selbst die Aufmerksamkeit aller Protestanten auf dies Concil gerichtet, indem er am 13. Sept. 1868 einen offenen Brief an dieselben erließ, der etwa in dem Geiste abgefaßt war, in welchem der Bischof Martin von Paderborn zuweilen an die in seiner Diöcese zerstreut lebenden Protestanten schreibt, welche er nur insofern lieb hat, als sie vielleicht noch einmal übertreten, also als noch zu Gewinnende, denn seine eigentliche Gesinnung gegen Nichtkatholiken ist ja schon durch den Bischofseid bestimmt, den er wie alle katholischen Bischöfe geleistet hat — mit Ausnahme der holländischen, deren Regierung sich das verbeten hat — und in welchem es heißt: Die Macht des Papstes will ich nach Möglichkeit vermehren; und die Ketzer will ich nach Möglichkeit verfolgen (haereticos pro posse persequar).

In diesem Geiste also etwa erließ Pius jenes Schreiben an die Protestanten, in welchem er die Erwartung aussprach, daß sie, bei Gelegenheit dieser ruhmwürdigen Kirchenversammlung, wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren würden, der sie ja, nach katholischer Anschauung, schon durch die, auch bei den Ketzern noch als ächt anerkannte Taufe, von Rechtswegen sammt und sonders zugehören.

Durch diese ziemlich kühne Zumuthung bewies Pius IX. nun freilich, daß die römisch-katholische Kirche seit 300 Jahren nur Rückschritte gemacht hat, denn damals, bei Gelegenheit des Tridentinischen Concils, wurden doch die Protestanten noch zur Theilnahme und zur Mitberathung, wenn auch nicht in vollem Ernste aufgefordert.

Und was den Papst eigentlich veranlaßte, zu meinen, daß gerade das in Rom abzuhaltende Concil die Nichtkatholiken bewegen könnte, katholisch zu werden, ist schwer einzusehen. Denn was hätte wohl einen evangelischen Christen, der 1869 und 70 nach Rom gegangen wäre und sich soviel als möglich vom Concil und vom römischen Wesen angesehen hätte, anziehen und ihm wirklich

imponiren können? Etwa der äußere Glanz einer Versammlung von mehr als 700 durch ihren hierarchischen Rang stimmberechtigten Prälaten aus allen fünf Welttheilen, die allerdings die glänzendste Vereinigung von kirchlichen Würdenträgern bildeten, welche die ewige Stadt je in ihren Mauern gesehen hat, und die, wenn sie aus der gewöhnlichen Sitzung, der Generalcongregation, kamen und noch ein gutes Stück der Peterskirche zu durchschreiten hatten, oft zwischen einer Gasse von Andächtigen und Neugierigen, mit ihren ehrwürdigen, mitunter klugen und schlauen Köpfen neben einzelnen stupiden, und mit ihren malerischen, besonders die unirten orientalischen Bischöfe auszeichnenden Trachten, ohne Zweifel einen vorübergehenden Eindruck machten? Oder würde ein solcher in Rom Besuchender durch eine der vier öffentlichen Sitzungen zum Uebertritt bewogen worden sein, da er im rechten Kreuzarm der Peterskirche, durch eine lebendige Mauer von Maltheser-Rittern hindurch, ein an längst vergangene Zeiten erinnerndes Bild, nämlich einen Wald von 700 weißen Bischofsmützen, und im fernen Hintergrunde den Papst auf hohem Throne, hätte erblicken können? — Dies Alles würde doch höchstens bei Solchen, die sich durch äußerliche, sinnliche Eindrücke bestimmen lassen, Gefühle hervorgerufen haben, ähnlich denen, die Göthe in seinen Kindheitserinnerungen beschreibt, wenn er sagt:

Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Gesang;
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner;
Denn Alles war doch gar zu schön,
Bunter und lustiger anzuseh'n!

Und was würde er vollends zu den vielen Verdammungen anders Denkender und Glaubender gesagt haben, mit denen auf diesem Concil, wie schon auf dem Trienter, jeder Glaubenssatz verbrämt wurde? Oder zu den vielen Intriguen, die abgespielt wurden, und zu der zum Theil schmählichen Behandlung, welche diejenigen Bischöfe zu erfahren hatten, die mit der Proklamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht einverstanden waren?

Wahrscheinlich würde ein solcher das Concil in Augenschein nehmender Protestant, im Glauben seiner Väter gestärkt, von seiner Römerfahrt zurückgekehrt, und es ihm gegangen sein, wie Martin Luther, der 1510 in Angelegenheiten seines Ordens, als guter

Katholik, d. h. als Einer, der noch nicht an Kirchentrennung dachte, nach Rom ging, auch die, angeblich vom Palast des Pilatus nach Rom versetzte Scala santa, von deren 28 Stufen jede für 9 Jahre vollständigen Ablaß gewährt, auf den Knieen hinaufrutschte — bei welcher mühseligen Arbeit es ihm aber immer war, als riefe eine Stimme hinter ihm: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" — und der durch seinen Aufenthalt in Rom nur einen Anstoß zu seiner nachherigen Trennung von der römischen Kirche erhielt.

Pius aber war eben in Bezug auf das Concil und seine Wirkungen anderer Meinung als wir, und darum richtete er an alle Protestanten jene Ermahnung, bei dieser Gelegenheit zur allein wahren Kirche zurückzukehren.

Es kann auch immerhin sein, daß manche Protestanten diese Aufforderung wohlgefällig aufgenommen oder gar befolgt haben, denn schon 1867 z. B. hatten 180 anglikanische, also englisch-protestantische Geistliche an Pius geschrieben wegen der Wiedervereinigung ihrer Kirche mit der römischen. Außer diesen 180 haben aber noch viele Andere dieselbe Gesinnung, und der bekannte Pusey sagte 1867 zu Dupanloup, Bischof von Orleans: Wir sind unsrer 8000 in England, die täglich um die Wiedervereinigung mit Rom beten.

Auch in Deutschland fehlt es wohl nicht an solchen Protestanten, die der römischen Kirche zuneigen, und wenn die durch Professor Friedrich veröffentlichten, von protestantischen Geistlichen der Provinz Sachsen an den Paderborner Bischof gerichteten Briefe ächt sind — was allerdings bezweifelt wird, wenigstens aus der Provinz Sachsen sollen sie nicht stammen, — dann findet sich genug römische Gesinnung unter den Protestanten Deutschlands.

Die große Mehrheit aber der Protestanten, so wie auch der Griechisch-Katholischen, wollte doch von einem Uebertritt zur römischen Kirche nichts wissen, und es wurden daher von allen möglichen Seiten an die Adresse des heiligen Vaters Proteste gegen seine Zumuthung erlassen, die sein Herz, wenn er überhaupt davon Notiz genommen hat, wenig erfreut haben mögen. Auch vom Oberkirchenrath in Berlin ging ein solcher Protest aus, und von Leipzig einer, den die Vertreter vieler Hundert Städte und Dörfer unterschrieben. Von den hier Anwesenden aber hat vielleicht keiner ernstlich auf das päpstliche Schreiben geachtet, geschweige denn dafür gesorgt, daß die Gemeinde-Vertreter seines Wohnortes

einen Protest unterschrieben; d. h. also, wir haben nun $3\frac{1}{2}$ Jahr lang den Brief eines so hochgestellten Kirchenfürsten, wie der Papst doch ist, unberücksichtigt und unbeantwortet gelassen.

Machen wir nun diesen unsern Fehler möglichst wieder gut, indem wir wenigstens hinterdrein noch einmal das Concil uns näher betrachten, welches, nach des Papstes Meinung, unsern Religionswechsel bewirken sollte.

Wünschen wir aber noch einen andern Antrieb, uns mit dieser Kirchenversammlung zu beschäftigen, so brauchen wir uns nur an das verhängnißvolle Ziel und Resultat derselben, an die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes am 18. Juli 1870 zu erinnern, und an den zwei Monate darauf erfolgten Verlust des Kirchenstaats und Roms, sowie der, Jahrhunderte lang von den Päpsten innegehabten weltlichen Machtstellung; ein Verlust, der zwar in keinem unmittelbaren Causalnexus mit der Unfehlbarkeit steht (indem ja die, durch deutsche Siege ermöglichte Wegnahme des Kirchenstaats und Roms nur die letzte Consequenz und der nothwendige Schluß der italienischen Einheitsbestrebungen war), aber ein Verlust, der doch unwillkürlich als ein göttliches Strafgericht über denjenigen erscheint, der da sein wollte wie Gott, als ein tiefer verdienter Fall nach unerhörter Ueberhebung.

Was aber jener 18. Juli sonst noch für Folgen haben wird für Kirche und Staat, für Papstthum und Episkopat, das ist bis jetzt noch gar nicht vollständig zu übersehen und vorauszusagen. Jedoch ist jedenfalls das Vatikanische Concil mit seinem Unfehlbarkeits-Schluß eins der wichtigsten Ereignisse der neueren Zeit, dessen Einfluß sich keineswegs nur auf die katholische Kirche erstreckt, sondern sich auch in überwiegend protestantischen Ländern, und besonders in Deutschland immer mehr fühlbar machen wird.

Und dann verdient es wohl doch auch dieser so ganz absonderliche Papst Pius IX., daß wir ihn, bei Gelegenheit des zu seiner Verherrlichung berufenen Concils, näher kennen zu lernen suchen. Er verdient es eben wegen seiner ganz besonderen Eigenschaften. Denn wenn es auch unter seinen 255 Vorgängern sehr verschiedene Männer gegeben hat, sehr achtungswerthe und sehr entsetzliche, kühne allgewaltige Herrscher und unbedeutende Männer, so hat es doch noch keiner in der Weise wie Pius IX. unternommen, neue Dogmen in die Kirche einzuführen. Die ganze Kirchengeschichte bietet wohl überhaupt nur drei Beispiele dieser Art dar. Das

erste war das Unternehmen Gregor VII. und Innocenz III., die bis dahin herrschende Lehre von dem Verhältniß zwischen Kirche und Staat zu ändern, und die neue Doctrin vom göttlichen Recht der politischen Papstherrschaft über Fürsten und Völker an die Stelle zu setzen. Dies gelang nicht nach Wunsch. Der zweite Fall war der Versuch, der, durch eine lange Reihe von Fälschungen und Fiktionen vorbereitet, von der Curie seit dem 13. Jahrhundert, und dann besonders von den Jesuiten gemacht ward, an die Stelle des alt-kirchlichen römischen Primats eine absolute Papstherrschaft zu setzen, so daß die Kraft und Autorität des Episkopats zerstört, die Bischöfe zu bloßen Delegirten oder Commissären des Papstes herabgesetzt, und dieser zum unumschränkten Gebieter der ganzen Kirche wie aller einzelnen Gläubigen, zur alleinigen Quelle aller kirchlichen Gewalt erhoben würde. Auch dies scheiterte an dem großen Widerstande zuerst der großen Concilien, dann der französischen Kirche. Das dritte Unternehmen der Art war die von Pius IX. in's Werk gesetzte Unfehlbarmachung seiner selbst und aller Päpste. So Großes hatte sich doch keiner seiner Vorgänger angemaßt. Keiner hat wie er so zu sagen in den Himmel gegriffen, und von da für die Jungfrau Maria Sündlosigkeit und für sich Irrthumslosigkeit herabgeholt. Denn daß Pius nach dem Concil, am 18. December 1870, auch dem heiligen Joseph eine Promotion zu Theil werden ließ, indem er ihn zum General-Protector der katholischen Kirche ernannte und zwar trotz der Einsprache italienischer Bischöfe, welche, als diese Angelegenheit schon auf dem Concil zur Sprache kam, sagten, man solle doch dem heil. Joseph seine Ruhe im Himmel gönnen und ihm nicht ein so mühseliges Amt auftragen — dieses Belehnen des Joseph mit neuer Würde und Bürde, meine ich, können wir jenen beiden, am 8. December 1854 und 18. Juli 1870 ausgeführten kühnen Griffen, durchaus nicht gleichstellen. — Uebrigens muß man sagen, wenn nun einmal Pius nicht auf die rücksichtsvolleren Bischöfe hören wollte, so hätte er doch dem heil. Joseph die Beschützung der Kirche einige Monate früher auftragen sollen, nämlich alsbald nach dem Abzug der bis dahin die Kirche im engsten Sinn, nämlich Rom und den Papst beschützenden 5000 Franzosen aus Civita vecchia; denn dann wäre vielleicht, nämlich wenigstens nach päpstlichem Dafürhalten, der Kirchenstaat und die weltliche Macht des Papstes gerettet gewesen.

Doch ich gehe jetzt, nachdem ich die Wahl meines Themas zu rechtfertigen gesucht habe, zur Schilderung und Betrachtung des Vatikanischen Concils über, und spreche:

I. Von den Veranlassungen,

II. Von dem Verlauf,

III. Von den Folgen dieser Kirchenversammlung.

I.

Wenn in früheren Zeiten eine allgemeine Kirchenversammlung berufen wurde, so ging sie meistens aus einem, in der ganzen katholischen Welt gefühlten religiösen Bedürfniß hervor, sei es, daß es eine Glaubensentscheidung festzustellen gab, oder sei es, daß die Abstellung großer Uebelstände und Mißbräuche, also eine Reformation, nothwendig geworden war. So war es vom sogenannten Apostel-Concil zu Jerusalem, bis zu dem, vor 300 Jahren gehaltenen Tridentinischen, dem letzten vor dem Vatikanischen Concil, wenigstens in der Regel der Fall. Man wußte daher meistens allgemein, um welche Angelegenheiten es sich auf dem Concil handeln würde. Die Fürsten besprachen sich mit den Kirchenhäuptern und mit dem Papst, und brachten selbst, wie namentlich bei dem Tridentinischen Concil, Forderungen und Wünsche an die Kirchenversammlung, welche dieselben wenigstens in Erwägung ziehen mußte.

Bei dem Vatikanischen Concil aber verhielt es sich nicht so. Ein Bedürfniß nach einem Concil war nirgends vorhanden, außer etwa in Rom, und was auf demselben verhandelt werden sollte, wurde nicht bekannt gemacht, und drang nur allmälig in die Oeffentlichkeit.

Zwar war die Absicht des Papstes, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, schon im Herbst 1864, kurz vor dem Erscheinen des päpstlichen Rundschreibens, der Encyklika und des berüchtigten Syllabus, kundbar geworden, und man konnte wohl sehen, daß das Concil wie der Syllabus dazu ausersehen seien, die geistliche und weltliche Macht des heiligen Stuhls wieder auf's Neue kräftig aufzurichten; aber eine officielle Mittheilung wurde darüber nie gemacht.

Selbst in demjenigen Schreiben fand sich darüber keine Andeutung, in welchem sie doch am Ersten zu erwarten war, nämlich in der Bulle Aeterni patris, dem Einberufungsschreiben, durch welches Pius am Peter-Paulstag, am 29. Juni 1868 (eine Woche, nebenbei bemerkt, nachdem er die neue österreichische Verfassung

in einer Allocution verdammt und die Oesterreicher ihres Gehorsams gegen dieselbe entbunden hatte) gegen den Rath des Cardinal-Collegiums, und also nur auf seinen eignen und seiner jesuitischen Berather Antrieb hin, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom berief.

In dieser Bulle wird nämlich als Zweck des Concils nur hingestellt: Die Rettung der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft von allen sie bedrohenden Uebeln; die Vereitelung der Bestrebungen derer, welche Kirche und Staat von Grund aus umstürzen wollen; die Niederwerfung der modernen Irrthümer und der eingerissenen Gottlosigkeit, so wie aller Feinde der Kirche und der Autorität des päpstlichen Stuhls.

Als Heilmittel bezeichnet das päpstliche Schreiben vor Allem die Definition der Dogmen und die Vertheidigung und Erläuterung der katholischen Lehre.

Mit besonderem Nachdruck aber wird die volle Autorität und oberste Gewalt des Nachfolgers Petri über die Kirche hervorgehoben, während es von den Bischöfen, nicht ohne Absicht, nur heißt, daß sie berufen seien, die Sorge des Papstes zu theilen.

Außerdem enthält die Bulle nur jene allgemeinen Wehklagen über das Verderben der Zeit, die man seit langer Zeit gewohnt ist aus dem Vatikan zu vernehmen, und die zu der Bemerkung Anlaß gegeben haben, daß Pius, so wie sein Vorgänger, so oft sie Latein sprechen, zu weinen pflegen.

Davon aber, daß die Kirche der oder jener Reformen bedürftig sei, war in dem Einberufungsschreiben mit keiner Silbe die Rede. An Reformen dachte man wohl hier und da in der katholischen Kirche, aber nur nicht in Rom. Am gründlichsten behandelte dieses Thema ein um diese Zeit erschienenes, auf thatsächliche Erfahrung gestütztes Werk eines böhmischen Geistlichen, betitelt: „Die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern". Der Verfasser richtet an das Concil die Mahnung, die Centralisation zu ermäßigen, die Amtsthätigkeit des heiligen Stuhls auf die alten Grenzen seines Primates zurückzuführen, den Bischöfen ihre früheren Vorrechte wiederzugeben, die weltliche Herrschaft, an welche sich der hierarchische Despotismus anlehnte, abzuschaffen, einige Mönchsorden ganz, für andere aber die feierlichen Gelübde aufzuheben, die unbedingte Vorschrift der Ehelosigkeit für den Klerus zu ändern, den Gebrauch der Landessprachen in der Liturgie zuzulassen,

eine umfasserende Betheiligung der Laien bei Handhabung kirchlicher Angelegenheiten zu erlauben, die Erziehung des Klerus auf Universitäten zu befördern und den Ansprüchen auf mittelalterliche Theokratie zu entsagen, weil diese nur allzusehr den Argwohn zwischen Staat und Kirche erzeuge und befördere.

An solche Dinge dachte aber natürlich Pius nicht und noch viel weniger erwähnte er sie in seiner Einberufungs-Bulle; denn diese enthielt nur das schon Angeführte.

Hätte er aber wirklich nichts Anderes im Sinn gehabt, als dies öffentlich Kundgegebene, dann würde er wohl dieses Concil nicht erst berufen haben, denn das mußte er doch wohl selbst einsehen, daß gegen das allgemeine Andrängen des Zeitgeistes wider den Katholicismus, und des modernen Staates wider die Priesterherrschaft, keine Hülfe zu erwarten sei, selbst vom einmüthigsten Votum der Bischöfe, daß ihnen dieses nicht gefalle, oder nach der in der römischen Kirche üblichen Ausdrucksweise, daß sie es verdammen.

Die Bischöfe wurden also officiell nur sehr unvollkommen über das zukünftige Concil aufgeklärt, und erhielten von dessen Hauptziele zuerst nur durch Gerüchte unbestimmte Kunde. Bald erfolgten aber durch die Civiltà cattolica wenigstens officiöse deutliche nicht zu verachtende Winke, denn dieses Jesuitenjournal nennt sich selbst mit Recht das getreue Echo des päpstlichen Stuhles und veröffentlicht nur, was der Papst oder die Curie gutgeheißen. Seine Redakteure haben auch eine Art Ausnahmestellung und Befreiung von den Ordensregeln, so daß der Jesuitengeneral Beckx wenig Einfluß auf sie hat. Auch sind ihnen besondere Wohnungen und Revenüen angewiesen, und die zwei Hauptredakteure haben häufige, meistens wöchentliche Conferenzen mit dem Papst. Diese Civiltà nun, die Haupttrompete des Ultramontanismus, d. h. der ächt römischen, auf ausgedehnteste Papstherrschaft hinarbeitenden Partei, der nur Veuillot's Univers in Paris an die Seite gestellt werden kann; ließ sich am 9. Februar 1869 folgendermaßen vernehmen: „Man muß als bezeichnend bemerken, daß fast alle Katholiken die Ueberzeugung theilen, das künftige Concil werde sehr kurz sein, und darin dem von Chalcedon ähnlich. Diese Meinung ergiebt sich besonders aus dem Gedanken, daß die Bischöfe der ganzen Welt in den hauptsächlichsten Fragen übereinstimmend sein werden, so daß die Minderheit, wie beredt sie auch sein könnte, nicht ver-

mögend sein wird, lange durch ihren Widerstand aufzuhalten. Auch würde man nicht ohne das höchste Erstaunen Meinungs- und Wort-Streitigkeiten im Schooße des Concils sich verlängern sehen. Was den dogmatischen Theil betrifft, so dürften die Katholiken wünschen, daß das zukünftige Concil die Lehren des Syllabus verkünde, indem es dessen Sätze mit den nöthigen Ausführungen bestätigt. Die Katholiken würden auch mit Freuden die Erklärung des Concils über die Unfehlbarkeit des Papstes entgegennehmen. Wohl Niemand findet es befremdlich, daß Pius, in Folge eines Gefühls erhabener Zurückhaltung, nicht selbst die Initiative zu einem Lehrsatze ergreifen will, der sich auf ihn bezieht. Aber man hofft, daß die einmüthige Kundgebung des heiligen Geistes durch den Mund der Väter des allgemeinen Concils diese Unfehlbarkeit durch Acclamation zum Glaubenssatz erheben wird. Endlich spricht eine große Anzahl von Katholiken den Wunsch aus, das Concil möge so zu sagen den Kreis der von der Kirche der unbefleckten Jungfrau gewidmeten Huldigungen abschließen, indem es das Dogma ihrer glorreichen leiblichen Himmelfahrt verkündigt."

Der in dieser Auslassung der Civiltà erwähnte Syllabus, von dem ich schon gesprochen, war bereits 1861 vom jesuitischen Dogmatiker Perrone zusammengestellt und dann am erwählten Glückstage Pius IX., am 8. December des Jahres 1864 zugleich mit der Encyklika veröffentlicht worden. Er enthält 80 kurze Thesen, in der Form ähnlich den einst an der Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagenen, welche die Irrthümer des Zeitalters aussprechen sollen, indem dieselben verdammt werden; theils solche Irrthümer, welche die katholische Kirche, ja die Frömmigkeit selbst allezeit abgelehnt hat — wie z. B. das Nichtglauben an eine göttliche Vorsehung — theils solche, welche der Ultramontanismus geltend gemacht hat gegen die Wissenschaft und den Staat der neueren Zeit. Z. B. wird darin alle Kultus- und Gewissens-Freiheit und die ganze moderne Civilisation verdammt und dem Staate der Krieg erklärt, indem von ihm verlangt wird, daß er sich der geistlichen Macht unterwerfe.

Also um die Bestätigung dieser Sätze und der Unfehlbarkeit des Papstes, und damit um die Vergrößerung der Machtfülle des Papstes und mittelbar auch um Förderung und Verherrlichung des Jesuitenordens werde es sich auf dem Concil besonders handeln —

das erfuhren die mit Rom in näherer Verbindung stehenden Bischöfe allmälig, und zwar immer gewisser, je näher die Zeit des Zusammentritts kam. Ein deutscher Bischof meinte zwar, das Ziel der Kirchenversammlung sei, den hochmüthigen Professoren — und damit waren wohl besonders die Münchner gemeint — den Mund zu stopfen; und er hatte gewiß auch insofern Recht, als dieser Zweck nebenbei auch mit erreicht werden sollte; aber der Hauptzweck war es doch nicht.

Viele der entfernteren Bischöfe aber hielten sich an das Einberufungsschreiben und kamen daher gänzlich unbefangen und unvorbereitet nach Rom, und das war auch päpstlicherseits sehr erwünscht, denn so war mehr Aussicht, sie durch den, gleich in den ersten Tagen zu machenden Vorschlag der Festsetzung der Unfehlbarkeit durch Acclamation zu überrumpeln, und so den lang gehegten Plan schnell in's Werk zu setzen.

Aber die, wenn auch matt genug, so doch mächtiger, als man in Rom vermuthet hatte, auftretende Opposition verhinderte dieses Vorhaben, und statt acht Tage, dauerte das Concil acht Monate.

Das officielle päpstliche Ausschreiben also — um noch einmal zusammenzufassen — gab wenig oder gar kein Licht über das Concil, und es ist anmerklich, daß der nach der Bestätigung einer Fiktion trachtende Papst schon in seinem Einberufungsschreiben unwahr sein mußte.

Die officiösen päpstlichen Blätter hingegen rückten allmälig mit der Wahrheit heraus, und bereiteten die Gemüther auf große Ereignisse vor.

Hätte freilich Pius voraussehen können, daß er noch vor dem Schluß des Concils auf den Vatikan beschränkt, der weltlichen Macht gänzlich beraubt sein und in eine Lage kommen würde, die mit der vorhergehenden Verherrlichung und Vergöttlichung einen fatalen und schreienden Contrast bildete, dann würde er sich wohl die Bulle Aeterni patris erspart, nie ein Concil berufen und sich mit der Unfehlbarkeit begnügt haben, die er schon seit 1846 besaß, und wahrlich das konnte er, denn die war groß genug, um ihn zufriedenstellen zu können.

Schon am 9. Nov. 1846 hatte er verkündigt, daß er unfehlbar sei. Das fand aber damals wenig Beachtung. 1854 aber, natürlich am beliebten 8. Dec., gab er einen Beweis seiner Unfehlbarkeit, indem er allen Katholiken von nun an, bei Strafe des Verlustes der Seligkeit, zu glauben befahl, daß die Jungfrau Maria

sündlos auf diese Erde gekommen sei. Und siehe da! Die katholische Welt ließ sich das beinahe ohne Widerspruch, wenigstens ohne laut werdenden, gefallen, sowie sie auch 1864 den Syllabus, diese Fluth von herausfordernden und zum Theil unchristlichen Sätzen stillschweigend hinnahm, obwohl Pius ebenfalls keinerlei Bestätigung durch die Bischöfe oder eine Kirchenversammlung eingeholt hatte. — Das waren nun zwei Präcedenzfälle für die Zukunft. Wenn die katholische Christenheit ein- und zweimal ein solches Verfahren geduldig ertrug, dann mußte sie auch ferner Alles über sich ergehen lassen, was ihr Pius aus eigener Machtvollkommenheit noch bieten wollte. Es wird auch versichert, daß die Jesuiten, in deren Händen Pius seit 1849 war, den Papst nur deßhalb zur Proklamirung der unbefleckten Empfängniß der Maria drängten, um einen Präcedenzfall zu haben.

Nun, wenn das also Alles so hinging, wenn die Bischöfe die römischen Orakelsprüche demüthig annahmen und wiederholten, und entweder Alles unbesehens gut fanden, oder in das Unsinnige einen vernünftigeren Sinn hinein interpretirten, konnte da Pius nicht zufrieden sein mit seiner beinahe unbestrittenen Macht über 180 Millionen Gewissen? Machten seine Augenbrauen nicht den römischen Olymp erbeben? Genoß er nicht allgemeine Verehrung? Nie vielleicht war ein Papst von willigeren und devoteren Bischöfen umgeben, als Pius bei der Heiligenernennung 1852, da die Bischöfe dem Papste in gegenseitiger Beweihrauchung zuriefen: „Du bist der Einheitspunkt! Du bist für die Völker das von der göttlichen Weisheit bereitete Licht; du bist der Grund der Kirche selbst!“ Während der Papst sie alle durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnet fand und mit reichen Tugenden geschmückt. Damals wurden auch unter Anderen 26 Japanesen, deren Namen und Verdienste kaum aus den alten Handschriften der Missionare eruirt werden konnten, zu Heiligen gemacht und bei dieser Gelegenheit soll Bischof Martin von Paderborn in solche Rührung versetzt worden sein, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. Pius aber, der dies bemerkt hatte, schloß ihn von da an für immer in's Herz und würdigte ihn besonderer Freundlichkeit.

Nicht mindere Devotion bewiesen dem Papste die 1867 zur Säkularfeier des heiligen Petrus in Rom versammelten 500 Bischöfe. Als Pius diesen am 26. Juni seine Absicht, ein ökumenisches Concil zu halten, ankündigte und hochgehende Erwartungen daran knüpfte, antworteten sie: Ihr Herz wisse sich vor Freuden nicht

zu fassen. Das Concil werde durch Gottes Gnade und durch die Fürbitte der unbefleckten Jungfrau eine wunderbare Quelle von Einheit, Heiligung und Frieden werden. Sie aber wollten glauben, was er, der Papst, glaube, denken, wie er denke, lehren, wie er lehre, Alles verwerfen, was er verwerfe, und kein Haar von dem weichen, was er vorschreibe. — Die Civiltà cattolica fügte dann noch die sehr angemessene Ermahnung hinzu, neben Gut und Blut noch ein Drittes für den Papst zu opfern, nämlich die Vernunft — welches Opfer jene 500 Bischöfe wohl schon gebracht hatten; aber Andere sollten es ihnen nachthun, meinte die Civiltà; und weiter verlangte sie, Geistliche und Laien sollten auf dem Altare St. Peters das Gelübde ablegen, an die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben, ja ihr Leben dafür einzusetzen. — Sie fand auch gehorsame Schüler, denn die katholische Generalversammlung zu Bamberg sprach, in diesen Ton einstimmend, im folgenden Jahre die Meinung aus: „Entweder kommt das Heil der Welt vom Concil, oder die Welt ist nicht zu retten"; und Pius, für seine Person wieder einen falschen Kultus ausübend, stellte schon im Voraus das Concil unter den Schutz derjenigen, welche von Anfang an der Schlange das Haupt zertrat und alle Häresien vernichtete. — Doch damit sind die öffentlichen Verherrlichungen des Papstes noch nicht beendigt: Das Jahr 1869 zeigt uns wiederum eine Schar Bischöfe, die am 50jährigen Priester-Jubiläum des Papstes, am 12. April, in gewohnter Devotion zu seinen Füßen liegen. — Genoß also Pius nicht wahrlich Verehrung, ja man muß beinahe sagen Anbetung genug, so daß er sich damit hätte begnügen können? War er nicht ein Vierteljahrhundert lang vom Weihrauch umduftet, wie nie ein Papst vorher?

Gewiß! Aber wie das Verlangen nach materiellen Gütern, auch bei den schon reichlich damit Versehenen, ja gerade bei diesen, zur unersättlichen Begierde nach mehr werden kann, so auch auf dem geistigen Gebiet; und auch Pius dem Neunten mochte durch die erwähnten Feste der Appetit nach mehr und das Verlangen gekommen sein, die höchste Feier der Kirche, ein ökumenisches Concil zu erleben und so seinem Pontifikat eine welthistorische Bedeutung zu sichern; und wenn er auch noch so populär, verehrt und unumschränkt als Glaubens-Gesetzgeber dastand, so wünschte er doch durch die Zustimmung der Bischöfe aller fünf Welttheile sein Ansehen noch größer, seine Glorie noch herrlicher zu machen und die römische Kirche auch

in den Augen der Nichtkatholiken immer mehr als die eine, nie irrende und allein seligmachende darzustellen.

Nun gut; das können wir uns vorstellen. Wir können es uns denken, daß ein Mann in solcher Stellung unersättlich nach immer höherem Ansehen trachtet; wir können es uns auch denken, daß er mit vielen Katholiken den liberalen Einfluß der neueren Zeit auf die römische Kirche haßte und in der Vergrößerung seiner Macht ein Mittel sah, um diesem Einfluß entgegenzuwirken; oder daß er von seiner eigenen Verherrlichung andere segensreiche Folgen erwartete; aber warum mußte denn diese Verherrlichung gerade in der Anerkennung seiner Unfehlbarkeit bestehen? warum wünschte er denn gerade als irrthumslos und irrthumsunfähig angesehen zu werden? Warum trachtete er denn grade darnach, in einer Eigenschaft anerkannt zu werden, die uns als ein ausschließliches Attribut der Gottheit erscheint? denn der unfehlbare Besitz der Wahrheit ist doch der Allwissenheit so nah verwandt, daß es uns vorkommen will, ein sterblicher Mensch könnte ebenso gut für allmächtig erklärt werden, wie für unfehlbar.

Freilich haben die päpstlichen Theologen, dies fühlend die Unfehlbarkeit abzuschwächen gesucht, indem sie sagen, der Papst sei nur unfehlbar, wenn er ex cathedra, vom apostolischen Lehrstuhle aus, etwas über Glauben und Sitte verkündet. Dieser Lehrstuhl ist nun natürlich nur ein bildlicher Ausdruck, denn der Papst setzt sich nicht erst, wie die delphische Priesterin, auf den Dreifuß, auf den Stuhl des h. Petrus (in welchen übrigens, nicht unwürdig des älteren Papstthums, die Thaten des Herkules eingegraben sind), wenn er seine Sprüche mit höchster Autorität verkünden will, und das ex cathedra ist also durch „von Amtswegen" zu erklären. Der Ausdruck: „Der Papst ist unfehlbar in Sachen des Glaubens und der Sitte" bildet ferner auch nur eine sehr unbestimmte Begrenzung der Unfehlbarkeit; denn Alles, was für die Hierarchie ein Interesse hat, kann durch irgend eine Beziehung als den Glauben und die Sitte betreffend angesehen werden, und ist so angesehen worden; wie z. B. der Besitz und Verlust von Kirchengut. Schließlich bedeutet also der Ausdruck: „der Papst ist unfehlbar, wenn er über Glaubenssachen ex cathedra spricht", nur, daß Alles, was ein ordnungsgemäß erwählter Papst als Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche amtlich lehrt und gebietet, unfehlbar ist.

Nun ist es ja gut, daß man die Unfehlbarkeit, um sie an-

nehmlicher zu machen, so zu begrenzen gesucht hat, so daß die Katholiken nicht zu glauben brauchen, der Papst spreche in traulicher Unterhaltung mit seinem Kammerdiener nur göttliche Wahrheiten aus, oder Gregor XVI. habe ein Recht gehabt, sich gegen die Einsichten seines Finanzministers auf seine Irrthumslosigkeit zu berufen; und gut ist es auch, daß der Vorschlag des schon einige Mal genannten Paderborner Bischofs nicht allgemeinen Anklang fand, der Vorschlag nämlich, alle diejenigen päpstlichen Erlasse für unfehlbar zu erklären, denen die Worte „anathema sit!“ beigefügt sind, mit andern Worten also, den Papst dann für unfehlbar zu halten, wenn er flucht und verdammt. Aber wenn auch die Infallibilität noch so sehr begränzt werden könnte, so bleibt sie dennoch, als Besitz eines Menschen gedacht, ein Unding; und man muß auch bedenken, daß jene Einschränkungen der Unfehlbarkeit zwar vom Concil und Papst angenommen wurden und in der Erklärung vom 18. Juli eine Stelle fanden, daß aber die päpstlichen Eingeweihten, z. B. der Jesuit Schrader, zu gleicher Zeit sagen durften: „In Allem, was der Papst thut, um das Depositum der Offenbarung unverletzt zu erhalten, ist er unfehlbar“; oder „die Unfehlbarkeit der Kirche erstreckt sich auf alle jene Verhältnisse, welche für die vollständige, ungeschmälerte Erhaltung des Glaubens nothwendig sind“. Die Kirche ist aber nach neuester Satzung der Papst. Künftig wird also Alles, was für die ganze Kirche zu gebieten im Interesse des Papstes, oder der Jesuiten, oder der Partei, welche im Vertrauen eines künftigen Papstes ist, liegen wird, mit dem weiten Mantel der Unfehlbarkeit bedeckt werden.

Ich nehme nun, nachdem ich die scheinbaren Begrenzungen der Unfehlbarkeit besprochen und in sich selbst, sowie den päpstlichen Auslassungen gegenüber als nichtig erfunden habe, die Frage wieder auf: Wie kam Pius darauf, gerade für unfehlbar gelten zu wollen?

Um nun darauf einigermaßen genügend antworten zu können, und eben damit auch der eigentlichen Veranlassung des Vatikanischen Concils mehr auf die Spur zu kommen, müssen wir uns an den Hauptirrthum der römisch-katholischen Kirche erinnern, aus welchem die meisten einzelnen Verirrungen derselben herfließen, und dann an die eigenthümliche Stellung des jetzigen Papstes, der seit 1849 gänzlich von der Jesuitenpartei geleitet wird.

Der Hauptirrthum der katholischen Kirche, die ihrem ganzen Organismus zu Grunde liegende irrige Idee ist die, daß eben diese

Kirche zu jeder Zeit die vollkommne und ausschließliche Darstellung des Christenthums sei, daß also diese äußere Kirche und das Reich Gottes auf Erden identisch seien und sich decken. Nur daraus erklärt es sich, daß sie Jeden, der ihrer Satzung beharrlich widerspricht, nicht nur aus ihrer Mitte ausstößt, sondern ihn dadurch auch für ausgestoßen achtet von der göttlichen Gnade. Daraus erklärt es sich auch, daß die römisch-katholische Kirche so zu sagen sich selbst genügt, denn sie ist schon das Reich Gottes, d. h. sie hält sich dafür; sie ist fertig, hat alle Gnadenschätze zur Verwaltung und Ausspendung und erwartet keine vollkommnere Ausgestaltung des Reiches Gottes auf der Erde, als sie selber ist. Diese Gedanken sprach Gregor XVI. in einem berühmt gewordenen Hirtenbrief vom Jahre 1832, und also nach neuer katholischer Anschauung unfehlbar richtig, so aus: „Da die Kirche vom heiligen Geist erleuchtet ist, so ist es wahrhaft absurd, ihr eine Erneuerung und Wiedergeburt aufdringen zu wollen, als wenn sie einem Mangel oder einer Verdunkelung ausgesetzt sein könnte".

Da sich nun die katholische Kirche für so fertig und vollkommen hält, so kann sie der göttlichen Hülfe so ziemlich entbehren. Christus wird daher von ihr in die Ferne gedrängt und sein Mittleramt verdunkelt. Er tritt gleichsam an die Stelle Gottes des Vaters und wird häufig Herrgott genannt. Christi Opfer aber bringt der Priester in jeder Messe auf's Neue dar; und zur eigentlichen Mittlerin wird Maria gemacht; aber nicht etwa die Maria der heiligen Schrift, die demüthige Magd des Herrn, sondern die Maria, die erst durch die römische Kirche und in der römischen Kirche, gleichsam als ihr Glied, das geworden und dazu gemacht ist, was sie nun nach katholischem Glauben ist.

So mußte eine Kirche sich verirren, die das Reich Gottes selbst sein will, und die darum, neben allen andern Kräften und Gütern des Reiches Gottes, auch die Kraft und Macht des Mittlerthums, als ihren eigenen Besitz, an einem ihrer Glieder nachweisen muß.

Aber nicht nur das Mittleramt wird von der römischen Kirche Christo mehr oder weniger genommen und einem ihrer Glieder, nämlich der Maria, übertragen, sondern auch sein Herrscher- und Lehr-Amt; und der Träger dieser Aemter ist der Papst, das sichtbare Oberhaupt der römischen Kirche, der sich zwar noch manchmal in affektirter Demuth den Knecht der Knechte Gottes nennt,

der aber in Wahrheit sich zum Herrn der Kirche, des sichtbaren Reiches Gottes gemacht hat, so daß Christus nur noch wie des Papstes Statthalter im Himmel erscheint.

Nun soweit, wie ich es kurz zusammengedrängt dargestellt habe, war die römisch-katholische Kirche in ihrer Lehrentwickelung, oder wenigstens in dem faktisch vorhandenen Dafürhalten der Tonangebenden in der katholischen Kirche, bis zum Jahre 1854 gekommen; soweit hatte die irrige Annahme, daß die römische Kirche und das Reich Gottes identisch seien, sich in ihren schädlichen Folgen geltend gemacht und im Laufe der Jahrhunderte wirksam erwiesen, daß also die Aemter Christi, Gliedern dieses sichtbaren Reiches Gottes übertragen waren und man innerhalb dieser römisch-katholischen Kirche, und durch Glieder dieser Kirche, durch Maria und den Papst alle Gnadenschätze erlangen konnte, nach denen ein Christ überhaupt trachten kann.

Aber dieser verhängnißvolle Irrthum war doch noch nicht bis zu seinen letzten Consequenzen durchgeführt, und es fehlte der Sache noch Etwas, denn Maria, so hoch sie auch schon über die Stufe erhoben war, auf welcher sie uns die heilige Schrift zeigt, konnte doch den göttlichen Mittler noch nicht vollkommen ersetzen, so lange es nicht ausgemacht oder wenigstens als Glaubenssatz verkündigt war, daß sie auf sündlose Weise auf diese Erde gekommen und also vom ersten Anfang ihres Lebens sündlos gewesen sei.

Das mußte also zuerst festgesetzt werden, und nachdem schon in früheren Jahrhunderten der und jener überschwängliche Mönch, trotz des heftigen Widerspruchs der Dominikaner, sich für die Sündlosigkeit der Maria ausgesprochen, nahm Pius IX. die Sache in die Hand und versprach im Februar 1849, den tausendjährigen Proceß über die unbefleckte Empfängniß Mariä endgültig zu beschließen und die langen Wünsche der Kirche zu erfüllen. Am 8. December 1854 löste er dann dieses Versprechen und verlas in der Peterskirche, nach dem Hochamt und dem Gesange Veni Creator Spiritus, tief bewegt den Schluß der Bulle, welche ausspricht, daß Maria, vermöge einer besonderen Gnade und Bevorzugung von Seiten des allmächtigen Gottes, unbefleckt empfangen und von jeglichem Makel der Erbschuld frei sei; daß diese Lehre von Gott geoffenbart sei und daher von allen Gläubigen, bei Strafe der Verdammung, geglaubt werden müsse.

Während er dieses verlas, umleuchtete ihn ein heller Sonnen-

strahl und diesen nahm er als himmlische Bestätigung der durch ihn festgesetzten Lehre, und von da glaubte er sich auch von der heiligen Jungfrau, der Himmelskönigin, besonders beschützt und geliebt, und überredete sich später, daß sie, die so viel Verbindlichkeit gegen ihn habe, ihn für so manchen erlittenen Kummer entschädigen wolle durch die feierliche Anerkennung einer unendlichen Macht über die Geister; welche Anschauung, wie es scheint, auch von Anderen getheilt wurde, denn in Frankreich wurde z. B. ein Peterspfennig eingereicht mit dem beigefügten Gebet: „Heilige Jungfrau, der Papst hat dich unbefleckt gemacht. Mache du ihn unfehlbar!“ — In dieser Situation, das Dogma verkündend, von der heiligen Dreieinigkeit und Maria freundlich aus dem geöffneten Himmel herab angeblickt, und sein Antlitz durch einen kräftigen Sonnenstrahl erleuchtet, hat er sich denn auch in einem großen Gemälde darstellen lassen.

Bei der Unfehlbarkeits-Erklärung sollte dann dieser Sonnenstrahl auch wieder mitwirken, und der päpstliche Thron war auch so gestellt, um zur bestimmten Zeit von ihm getroffen zu werden; aber statt dessen verfinsterten schwarze Gewitterwolken die Aula, so daß er die Erklärung nur bei Kerzenlicht ablesen konnte.

Nachdem nun Maria sündlos und zur vollkommenen Mittlerin gemacht war, mußte auch der andere Träger der höchsten Herrlichkeit der Kirche, der Christum als Lehrer und Herrscher ersetzende Papst, ein göttliches Attribut erhalten, und zwar das der Unfehlbarkeit, der Irrthumslosigkeit, so daß er mit gradezu göttlicher Gewißheit in allen Glaubensfragen, und überhaupt in allen Angelegenheiten, entscheiden, befehlen, verbieten und leiten könne; nachdem früher, nach katholischer Anschauung, der ganzen Kirche immer schon Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit, in mehr unbestimmter und allgemeiner Fassung, und meistens durch die Kirchenversammlungen vermittelt gedacht, eigen gewesen war.

Dieser zweite Schritt, die Unfehlbarmachung des Papstes, sollte nun 1870, 16 Jahre nach der Sündlosmachung der Maria, gethan werden, und das Vatikanische Concil wurde zu diesem Zweck berufen. Und zwar wurde in diesem Fall ein so auffallendes Mittel, eine allgemeine Bischofsversammlung gewählt, weil anzunehmen war, es werde Vielen nicht glaublich erscheinen, daß ein sonst den Gesetzen der Sterblichkeit und der unvollkommenen menschlichen Natur Unterworfener, in diesem einen Stück so gottgleich sein solle,

und weil man hoffen konnte, daß eine einmüthige Erklärung einer so imposanten Versammlung auf gar viele Gemüther einen großen Eindruck machen würde — während vor der Sündlos-Erklärung der längst seligen und den irdischen Gesetzen entrückten Maria, nur 134 Bischöfe mit den Cardinälen, in vier geheimen Sitzungen die Sache, mit Anwendung aller Mittel der Wissenschaft und Vernunft, wie sie behaupteten, berathen und plausibel finden mußten.

Obgleich aber 16 Jahre zwischen den beiden wichtigen Ereignissen liegen, so gehört doch die Erklärung der Sündlosigkeit der erhabensten Heiligen der katholischen Kirche, der Jungfrau Maria, und die Erklärung der Irrthumslosigkeit der höchsten Autorität der katholischen Kirche auf Erden, des Papstes, eng zusammen; denn mit diesen zwei Sätzen hat der Katholicismus sein letztes Wort gesprochen. Nun heißt es gleichsam in der katholischen Kirche, wenn auch nicht im Katechismus ausgesprochen, aber doch der Wirklichkeit nach: Niemand kommt zum Vater, denn durch die Jungfrau Maria und den Papst; nun muß eigentlich jeder katholische Christ auf die Frage, warum er Dies oder Jenes glaube, antworten: Ich glaube es oder verwerfe es, weil der unfehlbare Papst es zu glauben oder zu verwerfen geboten hat; und nun ist das Ziel erreicht, zu welchem die Lehre unwillkürlich trieb, daß die römisch-katholische Kirche und das Reich Gottes ein und dasselbe seien.

Das Dogma der Unfehlbarkeit ist also nicht aus purer Willkür, sondern aus einer gewissen natürlichen Entwickelung hervorgegangen, denn nachdem die katholische Kirche im dunkeln Drang lange nach einem Organ ihrer Unfehlbarkeit gesucht hatte und es eine Zeit lang in den ökumenischen Concilien gefunden zu haben glaubte, lag es nahe, nachdem einmal das Begehren, das Ideale sofort wirklich und äußerlich zu besitzen, das Papstthum hervorgetrieben hatte, als den auf Erden immerdar persönlich fortlebenden Christus, da lag es nahe und war nur ein Fortwirken derselben Gedankenfolge, diesem Statthalter Gottes auch gottmenschliche Attribute beizulegen, soweit sie an einem armen Menschen irgendwie haften wollen. — Obgleich aber, wie ich nun gezeigt habe, die Unfehlbarkeit des Papstes ein nothwendiger Schlußstein am Gebäude des Katholicismus ist, so hätte doch wahrscheinlich Pius IX., sich selbst überlassen, nicht darauf bestanden, dieselbe feierlich anerkannt zu bekommen und sie zu proklamiren, wenn er nicht seit 1849 die Jesuiten als seine Lehrer und Berather, als seine Beichtväter

und Günstlinge angenommen hätte, die ihn über die letzten Consequenzen des Katholicismus gründlich unterrichteten und zu jenen wichtigen Schritten drängten.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß deßhalb die Jesuiten besonders verruchte Menschen seien, die damit wer weiß was für schlechte Absichten gehabt hätten, sondern, wenn sie uns auch manchmal wie ein unheimlicher kirchlicher Polyp vorkommen, der mit seinen tausend Fühlern und Armen Alles zu umschlingen und zu verderben droht, so handelten sie doch bei dieser Berathung des Papstes und in anderen Fällen nur als die ächtesten Katholiken und treuesten Söhne ihrer Kirche, und also, von ihrem Standpunkt aus beurtheilt, gut und richtig. Sie hatten das System ihrer Kirche am besten und gründlichsten verstanden und waren consequente Denker, und darum führten sie den Papst so, wie sie ihn geführt haben.*)

Wie kam es aber, daß die Jesuiten so große Macht über Pius erlangten? — Um das besser zu verstehen, müssen wir unsern Blick auf die ersten Regierungsjahre des jetzigen Papstes und auf seine persönlichen Eigenschaften richten.

Pius IX. gab bekanntlich der Welt in den ersten zwei Jahren seiner Regierung, also 1846—48, das unerhörte Schauspiel eines liberalen Papstes. Das Programm seiner Regierung war damals der Traum Giobertis vom Papste, daß er als die Personification des civilisirenden und harmonisirenden Prinzips, als das Haupt eines italienischen Fürstenbundes, die bürgerliche Freiheit und nationale Selbstständigkeit Italiens begründend, wieder der friedliche Schiedsrichter der Völker, und das Kreuz die Fahne der Freiheit werde.

Jubelnd begrüßte Italien Pio nono als den Vater der Freiheit. In Wien aber sprach man vom Freischärler-Papst, und der alte Metternich schrieb an Radetzky: „Wir werden jetzt einen unab-

*) Auch muß man zwischen Jesuiten und Jesuiten unterscheiden, denn wie bei den Freimaurern, so sind auch im Jesuitenorden die unteren Grade durchaus nicht in die Pläne und Absichten der Höhergestellten eingeweiht, sondern thun nur in möglichst vollkommenem Gehorsam das ihnen Befohlene. Ein jesuitischer Missionsprediger, der seine manchmal ergreifenden Moralpredigten hält, ist daher völlig in Unkenntniß über das Vorhaben des Jesuiten-Generals und anderer leitenden Persönlichkeiten und ganz unschuldig an dem, was dieselben bezwecken und ausführen. Wenn ich also hier von den Jesuiten spreche, so meine ich natürlich nur die leitenden, zum größten Theil in Rom befindlichen Glieder dieses Ordens.

lässigen Krieg gegen Larven und Phantasiegebilde (d. h. gegen die revolutionären Ideen und Mächte) haben, seitdem es sich ereignet hat, daß ein liberaler Papst in die Welt gekommen ist."

Aber auch der Jubel Italiens hatte zwei Seiten, denn aus demselben erwuchs gar bald die Sehnsucht nach der völligen Einheit Italiens; und die Ausführung dieses Wunsches mußte mit der Zeit nothwendig auch dem Kirchenstaat, d. h. also der weltlichen Herrschaft, ein Ende machen. So grub sich also Pius selbst sein Grab, wenigstens sich als Papst-König, dadurch, daß er seinem Kirchen-Staat und ganz Italien eine freiere Verfassung geben wollte; wobei ihm übrigens die von Gregor XVI. übernommenen, an den alten Schlendrian gewöhnten Beamten die größten Hindernisse in den Weg legten.

Die Gefahr für seine weltliche Macht wäre übrigens nicht so schnell gekommen, wenn nicht der Frühlingssturm des Jahres 1848 hereingebrochen wäre und Volkswünsche erregt hätte, die ein Papst nicht befriedigen konnte, und eine Volksmacht aufgeboten, der die seine nicht gewachsen war. Er kam jetzt in die Lage des Zauberlehrlings, indem er die, wenigstens zum Theil durch seine Schuld losgelassenen Geister nicht mehr bannen konnte.

Zur Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich aufgefordert, sprach er vom Balkon des Quirinal herab die entscheidenden Worte: „Ich will nicht; ich darf nicht; ich kann nicht!"

Von da an wandte sich Italien von einem päpstlichen Oberhaupt seiner Zukunft ab. Bald regierte Pius nicht mehr im Kirchenstaate. Ein aufgedrungenes Laien-Ministerium und ein Volksklub zankten sich in Rom um die Gewalt, und als Pius durch eine sehr geeignete Persönlichkeit, den Grafen Rossi, die Ordnung wiederherstellen wollte, fiel dieser durch das Messer eines Meuchelmörders, und Pius wurde im Quirinal belagert und bewacht, bis es ihm gelang, verkleidet nach der neapolitanischen Festung Gaeta zu entfliehen.

Von hier aus sprach er nun den Fluch aus über seine Unterthanen — den Fluch, er, der doch ein Statthalter dessen sein wollte, der für seine Feinde bat! Den Fluch — dieses in der Geschichte der Päpste so unangenehm oft vorkommende Wort! während von Liebe und Gnade wenige oder gar keine Spuren zu finden sind. Eine betrübende Erscheinung, wahrlich, deren Ursachen ich aber jetzt nicht weiter nachgehen kann, zum Theil aber

in dem dargelegten Hauptirrthum der kath. Kirche schon angedeutet habe. Nur ein Wortspiel möchte ich einschalten, welches, in Bezug darauf, mit dem Worte „Roma" gemacht worden ist. Roma, Romulus kann nämlich abgeleitet werden von, oder in Verbindung gebracht werden mit dem griechischen Wort ῥώμη (rome), Stärke, Macht; und Macht hat Rom, hat die römische Kirche und das Papstthum allerdings in reichem Maße gehabt — denken wir nur an Gregor VII. und Canossa, und an Innocenz III., der seinen Fuß auf den gewaltigen Hohenstaufen-Kaiser setzte. Aber Rom hat seine Macht meistens nur zum Strafen, Verdammen und gewaltsamen Zwingen gebraucht, nicht zum Segen der Völker; denn dem Papstthum und der ganzen römischen Kirche fehlt die erbarmende Liebe. Roma, umgekehrt gelesen, giebt amor, die Liebe; und so muß auch in der römischen Kirche nicht nur Vieles anders, nein, es muß Alles umgekehrt werden, sie muß einen ganz neuen Weg einschlagen, ehe sich von ihr aus, statt eines Hagelschauers von Flüchen und Verdammungen, ein Segensstrom ergießen kann über Nahe und Ferne.

Der modernen Bildung aber, selbst wenn sie keine ausgesprochen christliche Richtung verfolgt, klingt dieses immer wiederholte Verfluchen doch so ungewohnt, daß deutsche Zeitungen, als Pius gleich zu Anfang des Concils in dieses düstre Fahrwasser einlenkte, von der Erfindung einer Verfluchungsmaschine für den Papst scherzten, welche die Flüche so rasch hinauswerfe, wie eine Mitrailleuse die Kugeln. Und Stroßmayer, der tapfere Bischof von Djakowár, hat es dem Concil selbst vorgehalten, wie unchristlich dieser Weg sei, indem er sprach: Der Herr übte in Lehre und That Milde, Sanftmuth, Vergebung. Was thun wir dem gegenüber? Oder vielmehr, was wird uns angesonnen zu thun? Wir verdammen, wir excommuniciren, wir setzen auf den Index, wir schreien Ketzerei!

Doch ich fahre, nach dieser Einschaltung, in der Darstellung der Geschichte Pius IX. weiter fort.

In Gaeta, wo sich also Pius längere Zeit aufhielt, küßte der König von Neapel das Kreuz seines Schuhes, und hier wurde ihm klar gemacht, daß das kleinste, dem Liberalismus gemachte Zugeständniß zum Abgrund führe. Unter französischer Obhut dann nach Rom zurückgekehrt, wurde er von den Römern mit düsterem Schweigen empfangen und es begann nun das Jahrzehnt der Re-

aktion und der Rache, und das alte Priesterregiment wurde wieder eingeführt; das Priesterregiment, welches so manche Uebelstände mit sich führte; z. B. den (um nur einen anzuführen), daß das in Rom früher so allgemein getriebene Lotteriespiel im Namen und Auftrag des Papstes ausgeführt wurde. Die Ziehung der Loose fand nämlich in Anwesenheit eines mit seiner kirchlichen Kleidung prunkenden Monsignore statt und wurde in der Weise vollzogen, daß ein als Papst gekleideter Knabe vortrat, das Kreuz schlug und vor der harrenden Menge die Loose zog.

Pius IX. hielt sich übrigens nun für seine Person von der Regierung und der Politik ganz fern, und überließ das Weltliche seinem klugen Minister, dem Cardinal Antonelli, der zwar aus einer alten Räuberfamilie stammen soll, aber von seinen unrühmlichen Vorfahren die nicht zu verachtende Gabe der Schlauheit in reichem Maße ererbt hatte. Pius aber wandte sich zu den religiösen Interessen zurück, die vormals ihn erfüllt hatten, und gab sich von dieser Zeit, von 1849 an, ganz der Leitung der Jesuiten hin, denen er bis dahin feindlich gegenübergetreten war. Jetzt wurden sie seine Führer, welche ja schon seit längerer Zeit in der katholischen Kirche einen immer wachsenden Einfluß erlangt hatten, und durch ihre Schulen, Katechismen, geschichtlich gefälschte Lehrbücher (z. B. Liguoris Moral-Theologie, Perrones Dogmatik und die Schriften von Cardoni, Ghilardi und Schwetz) und besonders auch durch auf Jesuitenschulen gebildete Bischöfe, diesen ihren Einfluß immer mehr zu befestigen und zu vermehren wußten.

Besonders seit 1854, seitdem da durch die Verkündigung der Sündlosigkeit der Maria der alte Streit der rivalisirenden Jesuiten und Dominikaner entschieden und die letzteren ganz in den Hintergrund gedrängt waren, wurde die Jesuitenpartei immer mächtiger und ihr Einfluß machte sich in Allem geltend, was Pius unternahm. Der Beichtvater des Papstes war der Jesuiten-Pater Mignardi, sein vertrauter Rathgeber der Chefredakteur der Civiltà, der Jesuit Piccirillo; und durch die fortgesetzte Gunst des Papstes erlangten die Jünger Loyolas in Rom eine Macht, die beispiellos genannt werden darf. Sie wurden die theologischen Gesetzgeber der Kirche, denn durch ihre Ohren hörte, durch ihre Augen sah, durch ihren Mund sprach der Papst. Selten nur wurde er allein gelassen, und er lebte überhaupt in einer künstlichen, mit ultramontanen Huldigungen geschwängerten Atmosphäre. Die Jesuiten redeten

Pius ein, die Unfehlbarkeit des göttlichen Statthalters sei eine anerkannte Sache; seit Jahrhunderten habe kein aufrichtiger Katholik ihr widersprochen, und es bleibe nur übrig, sie durch ein ökumenisches Concil auf ewig als Dogma feststellen zu lassen, und dieses sei zu dieser Frist um so nothwendiger, damit bei dem Wanken aller andern Autorität das Papstthum allgemein als der Fels anerkannt werde, auf dem allein die menschliche Gesellschaft gesichert sei. Dabei hofften sie natürlich auch Vortheile für sich zu haben und gewissermaßen in ihrem Theil unfehlbar zu werden. „Wir dienen, um zu herrschen" hieß es bei ihnen. Der Papst mußte ihre Theologie annehmen und dieselbe dann der ganzen Kirche aufnöthigen, wozu er eben der Unfehlbarkeit bedurfte; und in Folge davon arbeiten sie dann auf der Kanzel, im Beichtstuhl, in den Schriften für die Herrschaft der Curie und die Romanisirung des ganzen kirchlichen Lebens und werden dadurch auch selbst wieder mächtiger und unentbehrlicher. Besonders günstig aber sind für sie die durch die Unfehlbarkeitserklärung voraussichtlich sich mehrenden Excommunicationen, denn je mehr diese ausgesprochen werden, um so mehr Geängstigte und Verwirrte drängen sich zu den Beichtstühlen des Ordens, dessen Glieder sich im Besitz reichlicher Absolutionsvollmachten befinden, und schon dadurch unentbehrlich und dem nicht in gleicher Weise begünstigten Weltklerus überlegen sind. Ist doch sogar den Bischöfen das Recht, von manchen Censuren zu entbinden, entzogen. So ist jede dieser gehäuften Excommunicationen für den Orden erwünscht; und daraus dürfte es sich auch zum Theil erklären, daß der Papst die nicht mehr zeitgemäßen Verdammungen so oft angewendet hat und alsbald zu Anfang des Concils eine neue Excommunications-Bulle erließ.

So erlangten denn die Jesuiten allmälig dieselbe Stellung gegenüber dem Papste, welche die Prätorianer unter den römischen Kaisern einnahmen. Diese waren ja auch eigentlich zum Schutz des Kaisers bestimmt, wurden aber bald die Herren und setzten Kaiser ein und ab. So sollten auch die päpstlichen Prätorianer eigentlich ein Werkzeug des Papstes sein, haben aber allmählig diesen zu ihrem Werkzeug gemacht.

Das Cardinal-Collegium ist nach und nach gegen diese schlauen und mächtigen Leute sehr zurückgetreten und wurde so bedeutungslos, daß z. B. Pius dasselbe Ende 1869 und Anfang 1870 sechs Monate lang nicht ein einziges Mal versammelte. Während des Concils durften die Cardinäle dem Papste nur nach jeder Sitzung

stehend ein kurzes Referat abstatten, ohne daß aber dieser dadurch sein Handeln irgendwie bestimmen ließ; wie denn auch das ganze Concil gegen den Willen des Cardinal-Collegiums und Antonellis berufen wurde, welcher Letztere die bedenklichen Folgen der Unfehlbarkeits-Erklärung wohl voraussah, ohne aber dieses Ereigniß abwenden zu können. Er beklagte sich selbst während des Concils darüber, daß er gar keinen Einfluß auf den Gang und das Ziel der Kirchenversammlung habe. Doch da er nun einmal das Unheil nicht verhindern konnte, so that er als treuer Katholik und kluger Minister wenigstens Alles, was in seiner Macht stand, um die Welt über die fatale Unfehlbarkeit zu beruhigen, indem er den ihn drängenden Diplomaten wiederholt versicherte, daß es dem heiligen Vater in dieser Sache durchaus nur um die Theorie, nicht aber um die Praxis zu thun sei — was ja auch insofern seine Richtigkeit hatte, als der Papst, so lange die Zeiten so ungünstig sind, selbstverständlich von der Ausübung der Herrscher-Rechte über alle Welt absieht, die dem unfehlbaren Statthalter Christi eigentlich zukommen.

Begünstigt und verstärkt wurde übrigens dieser Einfluß der Jesuiten auf Pius IX. auch durch seine persönlichen Eigenschaften und besonders auch durch den Umstand, daß er als Theologe eine so niedrige Stufe einnimmt. In diesem Punkte stimmen die Zeugnisse der vorurtheilsfreien Italiener und der mit Rom bekannten Ausländer überein. Alle behaupten, daß wohl seit der Reformationszeit kein so unwissender Theologe auf dem päpstlichen Stuhle gesessen habe, wie Pius IX. ist.

Die Anforderungen an Theologen sind in Italien überhaupt gering.

Quirinus, der mit italienischen Zuständen so vertraute Verfasser der römischen Briefe, klagt über den Verfall der Studien in Rom und besonders über den Mangel an gründlichen Theologen, und sagt: Die geistige Aussteuer der italienischen (und auch spanischen) Prälaten reducirt sich auf einen Bodensatz von Seminar-Scholastik, und wenn man hundert italienische Theologen in einem Mörser zusammenstampfen und einen daraus machen könnte, so würde der immer noch kaum Bürgerrecht haben unter deutschen Theologen, denn von einem italienischen wird z. B. nicht einmal erwartet, daß er versucht habe, die Bibel in der Grundsprache zu lesen, oder daß er in der heiligen Schrift bewandert sei. So drang ein süd-italienischer Bischof in einer Concilsrede auf das beständige

Tragen des Talars, weil ja auch Christus in einem Talar auferstanden und gen Himmel gefahren; und der Erzbischof von Messina erzählte, der Apostel Paulus habe selbst auf Sicilien die Unfehlbarkeit gepredigt. Selbst Perrone, der erste Dogmatiker Italiens, bekennt: Die Katholiken sind eben nicht allzubekümmert um die Untersuchung und Auslegung der Bibel, denn sie haben ja bereits ein abgeschlossenes und vollkommenes Lehrgebäude, in dessen Besitz sie fest und sicher stehen. Aber Pius IX. konnte nicht einmal den geringen Anforderungen genügen, die man in Italien an die Geistlichen macht, und schlüpfte nur durch, weil er Giovanni Maria Mastai hieß, d. h. einer vornehmen Familie angehörte. Von seiner Unwissenheit in der biblischen Geschichte berichteten ja auch die Zeitungen vor zwei Jahren, indem sie erzählten, Pius habe in einer Ansprache an die Offiziere gesagt: Die, welche Jesum gefangennehmen wollten, hätten ihn gefragt: „Bist Du der Juden König?“ und auf seine Antwort: „Ich bin es!“ seien sie zu Boden gefallen; während bekanntlich Pilatus jene Frage that. Und ein andermal sagte Pius, Ananias und Sapphira seien wegen Ungehorsam gegen den heiligen Petrus mit dem Tode bestraft worden, und so werde es Allen gehen, die dem Nachfolger Petri nicht gehorsamen wollen. — Aus der Unwissenheit auf diesem einen Gebiet kann man allerdings auf andere schließen, und annehmen, daß die Behauptung begründet sei, Pius besitze erstaunlich wenig theologische Kenntnisse.

Nun gereicht freilich Unwissenheit, wenn sie Folge mangelnder Fähigkeiten ist, noch Niemand zur besonderen Schande, und ich führe dies Alles auch nur an, weil die so mangelhafte theologische Bildung Pius IX. es uns etwas erklärlicher macht, wie er so gänzlich der Führung schlauer Jesuiten anheimfallen konnte.

Es drängt sich aber da noch ein anderer Gedanke auf, nämlich der, daß dann doch Pius IX., bei so geringen Fähigkeiten und unzureichender theologischer Ausbildung, nicht geradezu besonders geeignet sei, um für ganz unfehlbar, für gänzlich irrthumslos erklärt zu werden.

Aber darauf hat, wie Prof. Hinschius in seinem Vortrag über die Unfehlbarkeit aufführt, schon vor 200 Jahren der Jesuit und Prof. Erbermann denen, die schon damals ähnliche Zweifel hatten, Folgendes geantwortet: „Ein recht unwissender Papst kann ganz gut unfehlbar sein, da ja auch Gott ehedem die Menschen

durch eine redende Eselin auf den rechten Weg geführt hat". Nun, gegen diesen Beweis läßt sich nicht viel einwenden. Man muß sogar sagen, wenn überhaupt einem Menschen die Gabe der Unfehlbarkeit mitgetheilt werden kann, so kann man sich denjenigen als den geeignetsten zum Empfangen derselben denken, der in geistiger Beziehung wenig Inhalt hat und so zu sagen einem leeren Gefäße gleicht, in welches sich, ohne Gefahr der Vermischung und Verunreinigung, ein neuer Stoff ergießen kann; wie man denn auch gefunden haben will, daß die Unwissendsten auch immer am geneigtesten sind, die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben.

So hätte ich den Einfluß der Jesuiten auf den Papst, besonders auch in Bezug auf das Unfehlbarkeitsdogma, dargelegt und durch seine persönlichen Eigenschaften erklärlicher zu machen gesucht; und es wird wohl auch allgemein verständlich geworden sein, daß beide darum so leicht eins werden konnten im Trachten nach dieser neuen Verherrlichung des Papstes, und als Mittel dazu, nach dem Concil, weil eben beide, Jesuiten und Papst, ihren Vortheil darin ersahen.

Aber sie haben auch ein Gefühl für Wahrheit und Recht, sie haben ein Gewissen und kennen die Geschichte. Wie konnten also die jesuitischen Berather des Papstes, im Angesicht **der Geschichte** des Papstthums, welche so entschieden gegen die Unfehlbarkeit der Päpste spricht, doch letztere befürworten? Wie konnten sie gegen das Zeugniß der Geschichte, durch Feststellung dieses Dogmas die Unfehlbarkeit nicht nur des gegenwärtigen Papstes und seiner zukünftigen Erlasse, sondern auch der seiner Vorgänger aussprechen wollen?

Denn diese Bewandniß hat es mit der Unfehlbarkeits-Erklärung, daß entweder sämmtliche Päpste mit der Unfehlbarkeit begnadigt sind, oder daß sie alle das allgemein menschliche Loos des Irrens theilen, und mit Göthe bekennen müssen:

Irrthum verläßt uns nie, doch führt ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Die katholische Lehre geht nämlich dahin, daß die Kirche einen bestimmten Schatz christlicher Offenbarung erhalten habe, und diesen gegen Irrlehren behüten und klarer auslegen, und insofern auch manchen Satz weiter ausführen könne, nicht aber die Macht besitze, völlig neue Glaubenssätze zu machen.

Mit Rücksicht hierauf ist also die Annahme unmöglich, daß

nur vom 18. Juli 1870 ab die Päpste unfehlbar sind und daß mit diesem Datum ein völlig Neues entstanden sei, sondern nach katholischer Anschauung kann die Erklärung vom 18. Juli nur so verstanden werden, daß Pius IX. da einen Satz ausgesprochen hat, der früher auch schon vorhanden und im tiefsten Grunde auch gültig war und von Vielen geglaubt wurde, der aber nicht vollständig und nicht allgemein erkannt war, und über den also erst diese Promulgation das rechte Licht verbreitet; so daß also durch diese Erklärung auch der 1864 erlassene Syllabus und alle amtlichen Erlasse früherer Päpste die Weihe der Unfehlbarkeit bestätigt erhalten.

Die Jesuiten wußten natürlich auch gar wohl, daß es sich so verhalte und daß dies die Meinung der Unfehlbarkeits-Erklärung sei, wenn auch einige am 18. Juli 1870 dafür stimmende Bischöfe es sich nicht recht überlegt hatten, und in einen Zustand geriethen, der in der Studentensprache moralischer Katzenjammer genannt werden würde, als man ihnen klar machte, was für zum Theil entsetzlichen Erlassen sie das Siegel der Untrüglichkeit hatten aufdrücken helfen. Sie wurden aber mit dem alt-römischen Sprüchwort getröstet: „Wer den Ochsen gefressen hat, darf vor dem Schwanz nicht zurückschrecken".

Wie setzen sich nun aber die Jesuiten, die sehr wohl wußten, was sie thaten, als sie Pius zu diesem Schritte drängten, in ihrem Gewissen mit der Geschichte auseinander, der Geschichte, die der päpstlichen Unfehlbarkeit so tödtliche Streiche versetzt?

Nehmen wir nur den berühmten Honorius-Fall, den ich nur in wenigen Worten vorführen will. Im 7. Jahrhundert stritt man sich darüber, ob in Christo, gemäß seiner beiden, der göttlichen und menschlichen Natur, auch zwei verschiedene, den beiden Naturen entsprechende Willen, oder nur ein einziger anzunehmen sei — ein, wie uns jetzt scheinen will, ziemlich überflüssiger, weil nicht zu entscheidender Streit, wie auch mancher andere, das Geheimniß der Gott-Menschheit Jesu betreffende in den vorhergehenden Jahrhunderten; aber sie hatten nun einmal damals diesen Streit, und der Papst Honorius I. entschied sich für einen Willen, woran er gewiß kein so großes Unrecht that. Aber so dachte die 680 zu Konstantinopel gehaltene, sechste allgemeine Kirchenversammlung nicht, denn sie verurtheilte den Honorius nach seinem Tode als Ketzer, und seine Nachfolger, die Päpste Agatho und Leo II., billigten diese Verdammung, und zwar der Letztere

mit den Worten: „Wir thun auch den Honorius in den Bann, welcher diese apostolische Kirche nicht in der Lehre der apostolischen Ueberlieferung rein bewahrt, sondern die Verderbung ihres unbefleckten Glaubens durch unheiligen Verrath gestattet hat". Ja, damit nicht genug, überliefert uns ein sehr altes in Rom gebrauchtes Formularbuch — das Liber diurnus — das Glaubensbekenntniß, welches früher die Päpste, bei Antritt ihres Amtes, abzulegen hatten. Nach diesem mußten sie auch die Lehre des Honorius ausdrücklich als ketzerisch verwerfen, und zwar thaten sie das bis in's 15. Jahrhundert hinein, und mehrere ökumenische Concilien bestätigten die Verdammung des Honorius.

Dieses Honorius-Geschick fällt offenbar zerschmetternd auf den Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste, denn durch die Jahrhunderte lang fortgesetzten Verdammungen dieses Papstes durch seine Nachfolger ist ja unumstößlich bewiesen, daß entweder sie oder er im Irrthum waren.

Die päpstliche Partei hat sich daher schon seit langer Zeit große Mühe gegeben, die Akten des sechsten Concils als gefälscht darzustellen und das Liber diurnus zu unterdrücken; und als Hefele, der Bischof von Rottenburg, neben Döllinger jetzt der vorzüglichste Kirchenhistoriker der katholischen Kirche, während des Concils eine gründliche und unbefangene Abhandlung über den Honorius-Fall in Neapel drucken ließ, (denn in Rom durfte er es nicht), gab Pius IX. alsbald zwei Jesuiten Befehl, die Archive nochmals zu durchstöbern und den Honorius unbedingt rein zu waschen. Doch wird ihnen dies wohl kaum gelungen sein. — Einfacher würde dieser und mancher andre Fall, sowie die im 10. Jahrhundert durch die Gunst unsittlicher Frauen zur Papstwürde gelangten schmählichen Leute beseitigt worden sein, wenn der auf dem Concil gemachte Vorschlag zur Geltung gekommen wäre, daß nur die päpstlichen Erlasse früherer Zeiten als unfehlbar gelten sollten, denen das Wörtchen „Orbi", dem Erdkreis, d. h. für den ganzen Erdkreis bestimmt, vorgesetzt ist, d. h. also, die damit an die gesammte Kirche gerichtet sind. Dieses ist nämlich erst seit dem Jahr 1300 geschehen, weil die Päpste offenbar 1000 Jahre lang keine Ahnung davon hatten, daß sie durch vier Buchstaben ihren Decreten den Vorzug der Irrthumslosigkeit geben könnten. Die berühmte Bulle Unam sanctam aber, in welcher Bonifacius VIII. 1302 die vollständige Unterwerfung der weltlichen Macht unter die geistliche aussprach und verlangte, daß alle Creatur, bei Verlust ihrer

Seligkeit, dem Papste gehorchen müsse, hat jene Bezeichnung, und gehört also jedenfalls in's Bereich der Unfehlbarkeit; und das ist der päpstlichen Partei sehr wichtig. Doch dem Volksglauben lag damals die Unfehlbarkeit offenbar noch sehr fern, und König Philipp von Frankreich sagte zu diesem Auftreten des Papstes: „Bonifacius muß einen Hausteufel haben, der ihm weiß macht, daß er unfehlbar sei und solche Dinge aussprechen könne; denn ohne Zauberei ist das nicht möglich". Und in einem anderen Falle, in einer Verhandlung mit Philipp, hat Bonifacius selbst gesagt, er könnte einen Fehler machen und dürfte ohne ein Concil über diese Sache nichts entscheiden; wiewohl er bei einer andern Gelegenheit wieder sagte, der Papst trage alle Rechte im Schreine seiner Brust. So liefern doch also die Worte und Thaten selbst des Bonifacius nur einen unsichern Beweis für die Unfehlbarkeit.

Ebenso hat Innocenz III., obgleich er wie Gregor VIII. von dem Gedanken der weltbeherrschenden Stellung des Papstthums erfüllt war, es ausgesprochen, daß der Papst in Ketzerei und somit dem Gerichte der Kirche verfallen könne.

Von vielen andern, gegen päpstliche Unfehlbarkeit zeugenden, geschichtlichen Thatsachen führe ich nur noch an:

Das widerwärtige Todtengericht, welches Papst Stephan VIII. 897 über seinen Vorgänger Formosus halten ließ, dessen Leichnam sogar ausgegraben und beschimpft wurde;

den Widerspruch zwischen den Erlassen Cölestin III. und Innocenz VII. über die Lösbarkeit des Ehebandes;

dann die Päpste des 14. Jahrhunderts, die in Avignon ein so verworfenes Leben führten, daß selbst der nicht sehr sittenreine Petrarka sagt: „In diesem neuen Babel, Avignon, wird gehegt und gepflegt, was an Schamlosigkeit, Gottlosigkeit und Verworfenheit sonst nur vereinzelt vorkommt"; und vor Allem die von 1378 an, beinahe 50 Jahre lang, in Folge von Doppelwahlen zugleich auf den päpstlichen Thron Anspruch machenden zwei oder drei Päpste, die das Aeußerste leisteten im gegenseitigen Verwünschen und Verketzern, so daß sich endlich die Kirche in den Concilien von Constanz und Basel zu einer Reform ermannte und dem Papst-Greuel ein Ende zu machen suchte;

ferner die Regierung Alexander VI., dessen Schandthaten wohl bekannt sind und keiner ausführlichen Darstellung bedürfen.

Endlich die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV.

1773, „weil diese Maßregel das einzig wirksame Mittel sei, der allgemeinen Kirche Jesu ihren Fortbestand zu sichern“; und die Wiedereinsetzung dieses Ordens durch Pius VII. 1814, „weil er sich großer Sünde gegen Gott theilhaftig machen würde, wenn er inmitten der schweren Stürme, die das Schiff Petri umbrausen, die kräftigen und erfahrenen Ruderer zurückweisen wollte, welche sich anbieten, die Verderben drohenden Wellen zu durchbrechen“.

Kein Wunder, daß man in Rom, bei solchen Zeugnissen, zu denen sich natürlich noch viele andere fügen lassen, denn die ganze Geschichte der Kirche wäre eine andere gewesen, wenn in allen Päpsten das klare Bewußtsein und in der Kirche die bestimmte Ueberzeugung geherrscht hätte, daß in Rom ein Quell unfehlbarer Wahrheit fließe, ein das des Apollo zu Delphi weit übertreffendes nie irrendes Orakel sei — kein Wunder, sage ich, daß man in Rom auf die Geschichte nicht gut zu sprechen ist, und daß, wie Quirinus sagt, das Wort Geschichte im Munde deutscher Theologen, die überhaupt in Rom nicht gut angeschrieben sind, auf italienische Prälaten eine Wirkung ausübt, wie ein rothes Tuch auf gewisse Thiere.

Wie werden nun also die Jesuiten, diese Hauptbeförderer der Unfehlbarkeit, mit diesen geschichtlichen Thatsachen fertig, von denen doch auch das englische Sprüchwort gilt: Facts are stubborn things (Thatsachen sind hartnäckige Dinger)?

Sie berufen sich auf die sogenannten pseudo-isidorischen Decretalen, erdichtete päpstliche Briefe aus dem 9. Jahrhundert; oder auf die 27 Sätze Gregor VII., der zuerst die Universal-Theokratie des päpstlichen Stuhls zu verwirklichen suchte und in jenen Sätzen sein System zusammenfaßte, von denen z. B. einer sagt, daß die Kirche nie geirrt habe und nie irren könne und daß der Papst durch Petri Verdienste heilig werde.

Oder sie stützen sich auf Thomas von Aquino, den tiefsinnigen Dominikaner-Mönch, der, selbst des Griechischen unkundig, durch gefälschte Stellen griechischer Kirchenväter getäuscht, die Lehre von der Unfehlbarkeit zuerst in die Theologie einführte.

Oder die Fälschungen von Anselm, Deusdedit, Gratian und Anderen, welche Janus in Deutschland und Gratry in Frankreich bis zur Evidenz bewiesen und vor Aller Augen blosgelegt haben, müssen herhalten, um die Unfehlbarkeit wahrscheinlich zu machen; und die Nachweise der Fälschungen werden Sophismen und Lügen

genannt und möglichst unterdrückt und verheimlicht. Dem Papst z. B. theilten seine jesuitischen Berather von den kritischen Ergebnissen der Geschichtsforschung nur so viel mit, als sie für zweckmäßig hielten.

Oder endlich die für den infallibeln Papst kämpfenden Jesuiten machen kurzen Prozeß und leugnen lästige geschichtliche Thatsachen, so lange und vor wem dies angeht, oder fälschen dieselben, wo dies möglich ist, z. B. in Lehrbüchern für Priesterseminare und Schulen, nach dem offen ausgesprochenen Grundsatz: Das Dogma muß die Geschichte überwinden, oder anders ausgedrückt: Historische Thatsachen müssen vor der Klarheit und apriorischen Sicherheit der Doctrin zurückweichen; d. h. also, wenn irgend eine von ihnen beliebte Lehre, und besonders die von der Unfehlbarkeit, mit einer geschichtlichen Thatsache in Konflikt kommt, so muß die Lehre unverändert bleiben, die Geschichte aber übergangen und verschwiegen, oder verdreht und gefälscht werden.

Daß das Dogma, nach jesuitischem Grundsatz, auch die Vernunft überwinden müsse, habe ich schon erwähnt, und das sacrificio del inteletto, das Opfer des Verstandes, wie die Jesuiten sagen, wird daher von ihnen besonders denen angelegentlich anempfohlen, die in Gefahr sind, an der Unfehlbarkeits-Lehre zweifelhaft zu werden, weil die und jene geschichtlichen Ereignisse derselben zu widersprechen scheinen.

Schon die Anwendung dieser zwei Maximen reicht natürlich hin, alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit aus dem Wege zu räumen, welche die Geschichte der Unfehlbarkeit bereiten könnte; denn wer erst sich seines Verstandes begeben hat und dann noch nach dem Grundsatz handelt, daß das Dogma die Geschichte überwinden müsse, der wird auch durch den Honorius-Fall nicht veranlaßt werden, an der Infallibilität der Päpste zu zweifeln.

Doch nicht nur ließen sich die, die Unfehlbarkeit befürwortenden und den Papst beeinflussenden Jesuiten und andere ihnen Gleichgesinnte durch die Geschichte nicht stören, sondern sie hatten auch manche Gründe und Beweise dafür, welche für die auf ächt katholischem Standpunkt Stehenden gewiß überzeugend genannt werden können. Sie sagten z. B.: Ist der heilige Vater Christi Stellvertreter auf Erden, so muß er auch Theil haben an seiner Unfehlbarkeit, um so, als ein immerdar gegenwärtiges Organ göttlicher Wahrheit, was selbst ein ökumenisches Concil in seiner nur zeitweiligen

Versammlung nicht sein kann, die unbedingt sichere Bewahrung und zeitgemäße Eröffnung des hinterlegten Schatzes göttlicher Offenbarung zu verbürgen, worin eben die Eigenthümlichkeit des Katholicismus bestehe; und dieses zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, zumal in dieser Zeit, da alle andere Autorität schwanke, darin liege auch die Rettung der gesellschaftlichen Zustände, das irdische Heil der Welt, und diese große Rettungsthat werde die Kirche mit neuen Lebenskräften durchströmen. Jetzt aber, nachdem diese Wahrheit so heftig bestritten worden, sie nicht zum Dogma erheben, das hieße sie als grundlos ihren Feinden auf immer preisgeben. Ein höchster Richter, von dessen Spruche eine weitere Berufung nicht stattfinde, gehöre zu jedem gebildeten Rechtszustande, und da, wo es der innerlichen Herzens-Unterwerfung gelte und in Sachen unsers ewigen Heils, müsse dieser Richter unfehlbar sein wie die Stimme Gottes. Christus müsse auch ein sicheres Mittel festgesetzt haben, durch welches der wahre Sinn der Bibel bestimmt, jede Glaubensstreitigkeit entschieden und die Einigkeit der Kirche erhalten werden könne; und dieses Mittel könne nur darin bestehen, daß eine höchste kirchliche Behörde, jedem menschlichen Irrthum entnommen, im Namen Gottes ihre unfehlbaren Sprüche erlasse, denen, wer selig werden will, sich zu unterwerfen habe. — Uebrigens sei auch die Unfehlbarkeit des Papstes eigentlich schon die Lehre der Kirche, die man nicht, ohne der Ketzerei sehr nahe zu kommen, leugnen könne.

Ferner werden auch Bibelsprüche herangezogen, welche die Unfehlbarkeitslehre begründen helfen sollen; erstens solche, welche beweisend sein sollen für die Unfehlbarkeit der Concilien, von welcher ja die päpstliche so zu sagen der Extract, die Quintessenz ist; und dann solche Schriftworte, aus denen die Unfehlbarkeit des Papstes hervorgehen soll.

Zur ersten Klasse gehört z. B. die Verheißung des Herrn zunächst an die Apostel, aber auch an Alle, die Christi Jünger sein wollen: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten". Gewiß ein tröstliches Wort, aber es muß nicht ausgelegt werden, sondern eine vorgefaßte Meinung muß hineingelegt werden, wenn man darin finden soll, daß auf einer Kirchenversammlung nie etwas Irriges ausgemacht werden könne.

Ferner das Wort des scheidenden Erlösers: „Ich bleibe bei

euch alle Tage bis an der Welt Ende". Aber Petrus und die andern Apostel sind nach diesem Worte dem Irrthum ausgesetzt gewesen und unzählige Bischöfe nach ihnen.

Andere ebenso wenig für irgend eine Unfehlbarkeit der Concilien einen Beweis liefernde Stellen brauche ich nicht erst anzuführen, denn der aus ihnen geschöpfte katholische Schriftbeweis bewegt sich immer in folgendem Zirkel: Dieses Schriftwort bedeutet das und das, weil die unfehlbare Autorität der Kirche es sagt, und die Kirche ist unfehlbar, weil das Schriftwort so und so lautet und das und das bedeutet — eine Beweisart, die nach dem Symbol der Ewigkeit gebildet ist, der Schlange, die sich in ihren eignen Schwanz beißt.

Für die Unfehlbarkeit des Papstes sollen folgende Worte sprechen: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen"; ferner: „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dermaleinst dich bekehrest, so stärke deine Brüder"; und endlich: „Weide meine Schafe!" Es ist aber einleuchtend, daß diese Worte nicht im Entferntesten von einer Kunde religiöser Wahrheiten und kirchlicher Dogmen, von einer künftigen Unfehlbarkeit in Lehrentscheidungen handeln; ferner wird die in diesen Worten enthaltene scheinbare Auszeichnung des Petrus aufgehoben durch ähnliche Worte an die Gesammtheit der Apostel, durch des Petrus nachherige Verirrungen und durch verschiedene Aussprüche in seinem ersten Brief; und endlich ist es nur eine katholische Fiktion, daß die römischen Bischöfe, die also später als Päpste sich den Primat anmaßten, direkte Nachfolger des Petrus seien, denn die sorgfältigste und gewissenhafteste Prüfung der einschlagenden Geschichtsquellen ergiebt, daß Petrus nicht Bischof von Rom gewesen ist, auch in den ersten Jahrhunderten nicht dafür gegolten hat, sondern daß nur gegen Ende des zweiten Jahrhunderts die Gemeinde von Rom an ein römisches Martyrium des Petrus geglaubt hat, und daß sich zur Erinnerung daran auch bald nachher ein Monument findet.

Jene Schriftworte also ohne Weiteres als besonders für die Päpste geltend anzusehen, muß, auch wenn man von der Unfehlbarkeit zunächst noch ganz absieht, als bodenlose Willkür bezeichnet werden. Vermöge des schon angeführten römischen Zirkels lassen sich aber auch diese Schriftworte in triftige Beweisgründe der päpstlichen Unfehlbarkeit verwandeln, und diese Unfehlbarkeit beruht also, von

dieser Seite betrachtet, schließlich darauf, daß der Papst sagt: Ich bin unfehlbar, weil ich unfehlbar bin; also auf dem Selbstzeugniß des Papstes, während ein Höherer als der Papst gesagt hat: „So ich von mir selber zeuge, so ist mein Zeugniß nicht wahr".

Ich habe nun schon längere Zeit bei den Veranlassungen des Vatikanischen Concils verweilt, und mußte mich da besonders ausführlich mit den Jesuiten beschäftigen, und auch zusehen, wie sie, die Berather des Papstes und eigentliche Anstifter des Concils und der Unfehlbarkeit, sich mit der Geschichte auseinandersetzen und was sie sonst noch für die Unfehlbarkeit zu sagen haben.

Ich würde aber doch eine unvollständige Darstellung der Veranlassungen des Concils geben, wenn ich weiter nichts hinzufügen wollte.

Der Papst und seine Rathgeber würden nämlich gewissermaßen als zu ideale Menschen erscheinen, wenn bei der Berufung des die Unfehlbarmachung des Papstes bezweckenden Concils keine andern Motive wirksam gewesen wären, als solche, welche sich auf die volle Verwirklichung der Idee des Katholicismus, auf die Ausführung der letzten Wünsche der römisch-katholischen Kirche oder überhaupt auf rein geistige Güter beziehen.

Ideen sind ja allerdings die treibende Kraft in den Bewegungen der Völker und den Umgestaltungen der Kirche, aber auf dieser unserer Erde und in der, besonders zu unserer Zeit so materiell gesinnten Menschheit pflegen große Anstrengungen nicht bloß wegen einer Idee gemacht zu werden, sondern um, wenigstens nebenbei, handgreifliche Güter zu erlangen.

Und so war es auch hier. Und warum sollte es auch hier nicht so gewesen sein? Das ist doch noch besser, als wenn die Erklärung der, religiös erstaunlich indifferenten und das Concil mit unglaublicher Geringschätzung behandelnden Bewohner Roms gegründet gewesen wäre, welche, wenn ein Bischof mit ihnen auf's Concil und die Unfehlbarkeit zu sprechen kam, zu sagen pflegten: „Ach, lassen Sie doch dem alten Herrn seine Sparren! Er hat nun einmal seine Freude an der Unfehlbarkeit. Gönnen Sie ihm doch diese Freude! Es schadet ja Niemand Etwas!" Sie dachten also etwa, wie die alten Athener, welche, als Alexander der Große ihnen sagen ließ, er sei nun Gott geworden, antworteten: „Wenn Alexander Gott sein will, so sei er es!" d. h. wenn er nun einmal so närrisch ist, sich Gott nennen zu lassen, so mag er den Spaß haben!

Das wäre die allerungünstigste Erklärung, daß das Unfehlbarkeits-Concil nur einer närrischen Liebhaberei des Papstes seinen Ursprung verdanken soll; und da lassen sich die mit unterlaufenden materiellen Gründe immer noch eher hören. Diese lagen ja auch sehr nahe:

Die päpstliche Regierung hatte in der letzten Zeit die schwersten Verluste erlitten. Ein Stück des Kirchenstaates nach dem andern war an die feindlich gegenüberstehende italienische Regierung verloren gegangen; erst die Romagna im N.-O., dann Umbrien und die Marken, und der Besitz des Restes war unsicher.

Auch außerhalb Italiens wurde ein Kind nach dem andern untreu.

Oesterreich selbst, früher immer die Stütze der päpstlichen Macht, löste, nachdem es 1866 einer protestantischen Macht unterlegen war, faktisch das Concordat auf, Spaniens Regierung betrat den modernen Weg des Klostereinziehens und Frankreichs Freundschaft war manchmal schlimmer als offene Feindschaft; in Rußland aber hatte die katholische Kirche sogar die härteste Verfolgung zu erdulden; wie denn auch kein in Rußland lebender Bischof zum Concil reisen durfte.

Wie nahe lag es da, diese Verluste auf anderem Gebiete wieder ausgleichen zu wollen, und statt der Freundschaft der Regierungen, um die größere und allgemeinere Devotion der Völker zu werben! und wie geeignet schien katholischen Gemüthern zu diesem Zweck der unberechenbare Zuwachs an Macht und Vollkommenheit, den der Papst durch die Unfehlbarkeits-Erklärung erhalten würde!

Wie wenige Angelegenheiten giebt es ferner, in denen nicht das Geld eine Rolle spielt! Sollte es nicht also auch auf die Berufung des Vatikanischen Concils seinen Einfluß ausgeübt haben?

Die päpstliche Kasse hatte in den letzten Jahren ein jährliches Deficit von ungefähr 30 Millionen Franken gehabt. Die Einnahmen aus den von Viktor Emanuel eroberten Provinzen fielen weg, und doch konnte der päpstliche Haushalt nicht sehr eingeschränkt werden, oder er wurde es wenigstens nicht. Das kostspielige Militär hätte allerdings abgeschafft werden können, denn wenn Frankreich nicht mehr beistehen wollte, so konnten diese wenigen Tausende gegen die andringende Macht Italiens doch nicht schützen.

Und mancher Aufwand hätte wohl auch etwas vermindert werden können. Warum mußte denn z. B. der Papst durchaus mit Gold und Edelsteinen bedeckt, in einem reich vergoldeten Staats-

wagen, fünf gallonirte Bediente hinten auf, von sechs prächtigen Rappen mit purpurnem Geschirr gezogen, und von einer glänzenden Nobelgarde umgeben, welche alle Vorüberfahrenden männlichen Geschlechts aus dem Wagen zu steigen nöthigte, seine Ausfahrten halten? Zumal während der Peterspfennig in katholischen Ländern mit einer Zudringlichkeit eingetrieben wurde, als hätte der Papst kaum noch genug zu leben und wäre gänzlich reducirt. So wurde selbst auf einer Wiener Kanzel, um die Peterspfennige besser in Fluß zu bringen, gesagt: „Kaum noch Einbrennsuppe hat der heilige Vater zum Frühstück, und auf seine alten Tage muß der ehrwürdige Greis noch frieren". Die jährliche Einnahme aus diesem Peterspfennig war übrigens auch von 14 Millionen auf 11 Millionen Franken gesunken, und so ging es in jeder Beziehung finanziell bergunter.

Versprach da nun nicht eine Machtvermehrung des päpstlichen Stuhls, eine größere Centralisirung der Gewalt, wie man sie durch Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit zu erreichen hoffte, günstig einzuwirken? War nicht zu erwarten, daß mehr Geld nach Rom fließen würde, wenn der Papst Alles und die Bischöfe wenig oder nichts mehr zu sagen haben würden, wenn alle wichtigen Entscheidungen von dem Unfehlbaren ausgehen und Aller Augen nach Rom blicken müßten? Mußte nicht das zu erwartende umfassendste kirchliche Monopol für alle möglichen Dispensationen, Indulgenzen, Canonisationen, liturgischen, dogmatischen, disciplinären und politischen Entscheidungen, ungeheure Summen nach Rom fließen lassen? Mußte nicht das am Tiberstrande zu errichtende Orakel Goldes die Fülle in den päpstlichen Schatz bringen, so daß wieder, wie im 14. und 15. Jahrhundert, die päpstlichen Hofbeamten Tag für Tag mit dem Zählen von Goldstücken beschäftigt werden könnten?

Freilich, das Abhalten des Concils mußte die päpstliche Schuld noch bedeutend vermehren, aber nach demselben konnte, ja mußte es besser werden. Die Kosten während des Concils nämlich wurden besonders durch die vielen armen Bischöfe verursacht, welche ohne zugesicherte Unterstützung gar nicht hätten nach Rom kommen können. Solcher, aus Titular-, Missions- und orientalischen Bischöfen bestehenden päpstlichen Kostgänger, die aus der päpstlichen Kasse logirt, gespeist und zum Theil auch gekleidet werden mußten, gab es gegen 300, und sie kamen täglich auf 25,000 Franken zu stehen — der Reise- und anderer Kosten gar nicht zu gedenken; so daß Pius IX. einmal den melancholischen Witz riß: „Wenn die Väter

noch lange beisammensitzen, so werden sie mich zwar infallibel, aber auch fallit machen"; oder nach andrer Version: per furia di farmi infallibile, mi faranno fallire. So, vollständig vom Papste erhalten mußten aber auch diese 300, wie Automaten, die am Schnürchen gezogen werden, ihr Placet (Ja) nach päpstlichem Willen sprechen, wenn sie sich nicht den fürchterlichsten Blitzen und Donnerschlägen des pontifikalen Jupiter aussetzen wollten, der, wie die Civiltà cattolica sagte, mit Recht jeden Widerspruch, jede Weigerung eines Bischofs, sofort mit dem Donnerkeil seines Anathems niederschlägt.

Und sie, nebst denen, die von Klöstern, geistlichen Häusern und wohlhabenden Leuten aus Gefälligkeit für den Papst unterhalten wurden, haben auch ihre Pflicht treulich gethan, und bis zum 18. Juli 1870 nach der ihnen gegebenen Weisung gewählt und gestimmt, was sich am glorreichsten bei der Wahl der Commissions-, d. h. Commitee-Mitglieder zeigte, wo immer 400 Zettel mit ganz gleichen Namen zum Vorschein kamen.

Sie dachten nicht mit Unrecht: „Weß Brod ich eß, deß Lied ich sing'"; und Viele von ihnen waren gewiß auch persönlich anhänglich an Pius IX. und stimmten aus Ueberzeugung für seine Unfehlbarkeit.

Die Zukunft aber muß zeigen, ob die durch sie erlangte Bestätigung der päpstlichen Unfehlbarkeit, nicht nur das wieder einbringen wird, was sie gekostet haben, sondern auch den Geldzufluß nach Rom wird vermehren helfen.

Uebrigens braucht man sich um eine Haushaltung, die jährlich so ziemlich sicher ihre 30 Millionen Franken geborgt erhielt, keinen großen Kummer zu machen. Einige Mal ist der rheinisch-westphälische Adel dem Papst-König zu Hülfe gekommen, während des Concils trat die Dynastie Rothschild mit 40 Millionen vor den Riß, vor einiger Zeit meldeten die Zeitungen, daß ein päpstlicher Collekteur bei englischen Katholiken 400,000 Pfd. Sterl., d. h. 10 Millionen Franken, zusammengebettelt habe, und so werden sich gewiß auch in Zukunft gute Freunde finden, die ihre Scherflein für den h. Vater hergeben oder leihen.

Und jetzt ist wohl auch von ernstlicher Finanznoth der päpstlichen Regierung schon darum keine Rede mehr, weil der Papst, nach dem Verlust seines Landes und seiner weltlichen Macht, von der italienischen Regierung einen anständigen festen Gehalt, ungefähr

1 Million Thaler, bezieht, und verhältnißmäßig nur noch wenig Ausgaben hat. Ueberhaupt ist seine Lage nun in vieler Hinsicht eine viel günstigere, und statt Viktor Emanuel unausgesetzt zu grollen, sollte Pius ihm vielmehr für die Befreiung von so mancher Last und von einer schiefen Stellung danken. Denn jetzt braucht er, der übrigens früher selbst dem Militärstande angehörte, nicht mehr seine Zuaven zu mustern und den Grund zu neuen Kasernen zu legen — eine doch etwas unpassende Beschäftigung für ein geistliches Oberhaupt, wenn auch nicht so unpassend wie das strenge Regiment Sixtus V., der während seiner 14jährigen Regierung 7000 Räubern die Köpfe abschlagen ließ. — Jetzt braucht Pius nicht mehr zum Falschmünzer zu werden, indem er Frankenstücke unter dem anerkannten Werth schlagen läßt, wie es früher der Fall war, in Folge dessen die französischen Bauern zwar die hübschen Geldstücke mit dem ehrwürdigen Bildniß des h. Vaters gern in ihre Truhe legten, bis die französische Regierung sich endlich genöthigt sah, den Mißwerth des Geldes zu erklären, und nun in jedem Verkaufslokal die Rede vernommen wurde: c'est un pape! il ne vaut rien (das ist ein päpstlicher! der gilt nichts). Jetzt brauchen die Geistlichen nicht mehr Lotterie-Collekteure, Criminal-Richter und Polizei-Beamte zu sein, oder solche Edikte zu erlassen, wie das 1856 vom Inquisitor Airaldi publicirte, daß eine Dienst-Magd in den Bann verfalle, wenn sie versäume, der Inquisition anzuzeigen, daß im Hause ihrer Dienstherrschaft am Freitag Fleisch gegessen wurde. — Kurz, dem Papst ist durch seine scheinbaren Verluste nicht nur aus der Geldnoth geholfen, sondern er ist dadurch vor manchem Mißbegriff bewahrt und in seiner geistlichen Stellung erstarkt; und was der alte Thiers schon früher einmal aussprach, daß der Kirchenstaat allein es noch sei, der den Papst im Zaum halte; ein Mönch, welcher Papst wäre ohne Kirchenstaat, würde sich allmächtig dünken — das ist, wenn auch rednerisch übertrieben, doch nicht ohne Wahrheit.

Doch ich nehme den Faden meiner Darstellung wieder auf, und nachdem ich die Wahrscheinlichkeit dargelegt, daß der Papst und sein Anhang auch aus finanziellen Gründen das Unfehlbarkeits-Concil herbeisehnten, wende ich mich zu den klerikalen Bewohnern Roms, die ebenfalls auf diese Kirchenversammlung glühende pekuniäre Hoffnungen setzten. Für sie, die, wie alle Romanen, scharf calculiren und keineswegs zum Idealismus neigen, war die zu proklamirende Unfehlbarkeit wirklich Goldes werth, denn sie er-

warteten, nachdem einmal Rom durch die erhöhte Papstmacht der richtige Centralsitz der römisch-katholischen Kirche geworden, einen ungeheuren Zusammenfluß von Gläubigen und Fremden und damit auch von Silber und Gold. Ihnen war daher, aus diesen klingenden Gründen, das Concil vor seinem Beginn ein höchst ersehntes und während seiner Dauer ein sehr erwünschtes Ereigniß, denn da fing ja für Vermiether und Verkäufer schon eine goldene Zeit an, und sie begriffen gar nicht, wie einige deutsche, französische, nordamerikanische und englische Bischöfe, noch dazu aus einer ihnen unverständlichen Ueberzeugungstreue, einer Sache widerstehen wollten, die ihnen doch solche Vortheile versprach, erklärten es sich jedoch dadurch, daß diesen Nordländern durch die vielen dicken Nebel, in denen sie leben, sonderbare Ideen in den Kopf kommen.

Außer diesen, nur den materiellen Gewinn in's Auge Fassenden, gab es aller Orten auch Solche, die aus reiner Feindschaft gegen Religion und Kirche, oder wenigstens aus Feindschaft gegen die jetzt bestehende Kirchenform, den Zusammentritt des Concils und die Festsetzung der Unfehlbarkeit wünschten. Sie gingen nach dem Satz: Je toller, um so besser, und dachten: Je mehr der Papst und das Concil durch extravagante Bestimmungen dem größten Theil der Christenheit in's Angesicht schlägt, um so eher wird die Kirche zerfallen und das Papstthum einer besseren Oberleitung Platz machen; desto eher wird es wenigstens überall zur Trennung von Staat und Kirche und zu freier Kirchenentwickelung kommen.

Doch diese, wie die geldsüchtigen nicht klerikalen Römer, können eigentlich nicht mit bei den Veranlassungen des Concils aufgezählt werden. Ich erwähnte sie nur, weil sie in dem Verlangen nach dem Concil mit den wirklichen Veranlassern einig waren.

Aber noch einer Hypothese in Bezug auf die Veranlassung des Concils muß ich Erwähnung thun, ehe ich den Verlauf des Concils selbst in kurzer Darstellung vorführe, einer Hypothese, die besonders der vielschreibende Wolfgang Menzel befürwortet hat, die aber gar viele Andere auch ausgesprochen, wenn auch, so viel mir bekannt, nicht bewiesen haben.

Wolfgang Menzel, und er also nicht allein, hält es nämlich für ausgemacht, daß sich Pius IX., das geistliche, und Napoleon III., das weltliche Oberhaupt der romanischen Race, gegen die gesammte germanische Race, und insonderheit gegen das eben seine Einigung erstrebende Deutschland verschworen und einen com-

binirten Angriff verabredet hatten, so daß also nicht nur die Kriegserklärung vom 15. Juli, sondern auch das Vatikanische Concil gegen Deutschland gerichtet gewesen sei. — Wenn der französische Imperator uns Deutsche nicht mit weltlichen Waffen würde bezwingen können, sollte uns Rom mit den auf dem Concil geschmiedeten geistlichen Waffen überfallen, und die etwaige Niederlage der französischen Marschälle sollte durch die Siege der Jesuiten in Deutschland selbst gerächt werden; denn deren schwarze Armee war die Reserve der Turkos — oder genauer ausgedrückt „deren schwarzes Bataillon“, denn es sollen gegenwärtig 738 Jesuiten in Deutschland thätig sein, und nur von einem Land wird Deutschland darin übertroffen, nämlich von Spanien mit 744 Jesuiten.

Nun ist es ja ausgemacht, daß es Napoleon, so wie überhaupt Frankreich seit vielen Jahrhunderten, mit uns gewiß nicht gut gemeint hat, und ebenso ist es unzweifelhaft, daß Pius auf die Deutschen besonders ergrimmt ist. „Die Deutschen“, sagte er, bei einer Audienz während des Concils, „sind die schlechtesten, die schlechtesten von Allen. Der deutsche Geist hat Alles verdorben“; und ein anderes Mal: „Ich kenne diese Deutschen schon; die wollen Alle Alles besser wissen; ein Jeder will Bischof, Jeder Papst sein“. Die deutschen Katholiken werden auch in Rom nur für halbe Katholiken gerechnet, und als vom Protestantismus Inficirte angesehen, bis sie sich, wie Cardinal Reisach, als ächte Römlinge bewährt haben. — Rom ist ja überhaupt seit beinah einem Jahrtausend nur der Feind der deutschen Nation gewesen. Das Papstthum und damit auch die ganze römisch-katholische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt, ist auch ein wesentlich romanisches Institut, denn die katholische Kirche hat den ihr eigentlich zukommenden universellen Charakter immer mehr verloren. Seit 350 Jahren, seit dem deutschen Hadrian VI. (der, zum ersten Mal in den Antikensammlungen des Vatikans herumgeführt, sagte: „Es sind doch nur Götzenbilder“), seit dieser Zeit sitzen nur Italiener auf dem päpstlichen Thron, so daß man in Rom sagt: Der heilige Geist spricht nur italienisch, weil es nämlich katholische Lehre ist, daß der heilige Geist im Conclave den neuen Papst erwähle. Ebenso waren unter den 57 Cardinälen, die es vor dem Concil gab, 40 Romanen, und unter den 700 Bischöfen des Concils 500 Romanen, wozu noch die Vielen germanischer Abkunft kommen, die durch ihre Erziehung im Germanikum, dem für Deutsche bestimmten

Jesuiten-Colleg in Rom, romanisirt und ihrer Nation entfremdet sind, wie z. B. die Bischöfe Senestrey von Regensburg, Leonrod von Eichstädt und Andere.

Das hat Alles seine Richtigkeit und gewiß war es auch eines der Ziele der Kirchenversammlung, die geistige, die kirchliche Herrschaft der Italiener über die anderen Nationen und besonders über die Deutschen zu befestigen.

Aber gegen die enge Verbindung zwischen Pius und Napoleon, gegen ihre antigermanische Verschwörung, scheint doch der Umstand zu sprechen, daß schon seit vielen Jahren am päpstlichen Hofe Niemand verhaßter war, oder wenigstens schien, als eben Napoleon. Denn von ihm ging ja der Umsturz aller italienischen Verhältnisse aus. Auf den für Piemont und gegen Oesterreich unternommenen Feldzug von 1859 hin, brachen ja die Thronen der kleinen italienischen Fürsten zusammen, und ging 1859 das erste Drittel des Kirchenstaates, und 1860 das zweite verloren; und wenn dann auch eine französische Besatzung das letzte Drittel und Rom gegen Garibaldis oder Viktor Emanuels Gelüste bis auf Weiteres schützte, so war dieser Schutz zwar zunächst unentbehrlich und darum nicht abzuweisen, aber doch schwer zu tragen, weil er von Einem ausging, der schon so viel Uebel verursacht hatte, und welcher der Kirche und dem Papste nur gerade so viel Freundschaft erwies, als nöthig war, um der Mithülfe des französischen Klerus bei den verschiedenen Volksabstimmungen in Frankreich sicher zu sein.

Auch während des Concils war Frankreich die einzige Macht, die der päpstlichen Regierung, wegen der Nichtzulassung der Gesandten katholischer Mächte, wegen der den Bischöfen entzogenen Freiheit und wegen den bedenklichen Folgen der Unfehlbarkeit, ernstliche Vorstellungen und Schwierigkeiten machte.

So kann man sich also, bei dieser lang dauernden Spannung zwischen Pius und Napoleon, eine enge Verbindung dieser Zwei nicht gut vorstellen, und ist geneigter zu glauben, daß Jeder einzeln uns so viel wie möglich Böses anzuthun gewillt war.

Indeß, Herodes und Pilatus sind nicht die Letzten gewesen, welche aus Freude über ein erwünschtes Ereigniß, oder zur gemeinsamen Vollführung einer bösen That, ihre Feindschaft aufgaben und Freunde wurden; auch kann die Haltung Frankreichs während des Concils ein, Täuschung bezweckendes Scheinmanöver

gewesen sein, nachdem die Abmachungen zwischen Rom und Paris schon stattgefunden hatten. Jedenfalls spricht dafür auch der Umstand, daß Professor Friedrich schon im April 1870 in Rom in sein Tagebuch schreiben konnte: „In gut unterrichteten Kreisen — Prof. Friedrich hatte auch zu Gesandschaftskreisen Zutritt — spricht man auch davon, daß es 1871 einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen geben werde, und daß die Curie und die Jesuiten mit den Tuilerien im Einverständnisse seien; auch sei eine förmliche Restaurationspolitik im Plan — jedenfalls auch in Bezug auf Italien und den Kirchenstaat", d. h. also, Napoleon hatte dem Papst versprochen, ihn für zu leistende Dienste wieder in den gesicherten Besitz des ganzen Kirchenstaates zu setzen.

Nun, es erfolgen vielleicht auch über diese Sache noch auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Enthüllungen, Aufklärungen, welche ein endgültiges Urtheil möglich machen werden.

II.

Ich gehe nun zum Vatikanischen Concil selbst über, von dessen Verlauf ich einen kurzen Ueberblick gebe.

Zuerst muß ich da über die Benennung des Concils eine Bemerkung machen, denn es fällt doch auf, daß es das Vatikanische genannt worden ist, während es in der, dicht neben dem Vatikan befindlichen Peterskirche abgehalten wurde; und der lucus a non lucendo (die verfehlte Ableitung) wird doch nicht befriedigen, daß man sagt: Vatikanisches Concil heißt es, weil es nicht im Vatikan gehalten worden ist. Aber man muß hier vatikanisch im Sinn von „päpstlich" nehmen, denn der Vatikan ist ja die Wohnung des Papstes, und wird bekanntlich oft für päpstliche Regierung, Curie, oder auch für „Papst" gebraucht. Und päpstlich war ja dieses Concil in eminentem Sinne, denn es wurde von Anfang bis zu Ende ganz nach dem Wunsche des Papstes geleitet und zu dem von ihm gewollten Ziele geführt. Folglich ist die Benennung „Vatikanisch" doch nicht so unrichtig.

Warum freilich das Concil grade in der ungeheuren Peterskirche abgehalten worden ist, würde ein Räthsel bleiben, wenn es nicht schiene, daß mit Absicht das zum Reden und Verstehen ungünstigste Lokal ausgesucht worden ist; denn Rom ist ja nicht so kirchenarm wie etwa Berlin. Dort giebt es mehrere Hundert Kirchen, Hallen und Kapellen, unter denen sich gewiß ein für diese Kirchenversammlung passender Raum gefunden haben würde. Auch der

Vatikan, dieser größte Palast der Erde, mit seinen Tausenden von Sälen, Zimmern und Kapellen, hätte vielleicht eine passende Lokalität geboten, in der sich 700 Bischöfe versammeln und verstehen konnten.

Aber auf das Verstehen, überhaupt auf ordentliche Berathung und Diskussion war es päpstlicherseits gar nicht abgesehen. „Es bedarf gar nicht des vielen Geredes" sagte der Papst einmal während des Concils. Ihm kam es ja nur darauf an, daß die Bischöfe durch Abstimmung oder Acclamation seine Unfehlbarkeit bestätigten. Das Concil war nicht berufen zum Diskutiren, sondern zum Approbiren und zur Erhöhung der Macht, die sie berufen hatte.

Es wurde daher der rechte Kreuzarm der Peterskirche, mit einem Kostenaufwand von 120,000 Skudi, zur Concils-Aula hergerichtet. Die Peterskirche, diese größte, wenn auch nicht schönste und erhabenste aller Kirchen, ist ja in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut, dessen längerer Arm selbst im Innern 575 Fuß lang ist, so daß auch jeder Theil des kürzeren, des Kreuzarmes, immer noch die Ausdehnung einer ansehnlichen Kirche hat, und dabei, wie die ganze Kirche, im Innern eine Höhe von 170 Fuß. Die Aula nun war nach dem geschmacklosen Hochaltar und dem Apostelgrabe, so wie der sich darüber wölbenden Riesenkuppel zu, durch eine gemalte Bretterwand von der übrigen Kirche abgeschlossen, und hatte über ihrem Eingang folgende Inschrift: Adsis volens ac propitia ecclesiae decus et firmamentum, imple spem in tuo praesidio positam, quae sola omnes haereses interemisti (Sei gnädig und günstig gegenwärtig, Du Zierde und Schutz der Kirche; erfülle die Hoffnung, die wir auf Deine Oberleitung setzen, die Du allein alle Ketzereien vernichtet hast). An den öffentlichen Sitzungstagen aber, deren es während des ganzen Concils nur vier gab, wurde die Bretterwand durch eine dichte Reihe von Malteser-Rittern ersetzt. Dieses durch immerwährend brennende Lampen erleuchtete Apostelgrab, die sogenannte Confessio, bildet übrigens eine kleine Entschuldigung für die Wahl der Concils-Aula, wenn auch nicht für das hartnäckige Beibehalten dieses unpassenden Lokals. Pius IX. glaubte nämlich, daß von diesem angeblichen Grab der Apostel Petrus und Paulus segensreiche Ausströmungen über die Concils-Väter kommen würden, so daß sie auch dem Nachfolger Petri günstig werden und zu seiner Verherrlichung mitwirken müßten; und darum, wenigstens auch darum wählte er für die

Aula einen dem Grabe möglichst nahe gelegenen Raum. Vielleicht wurde er zu diesem Glauben durch die Erinnerung an Elisa gebracht, dessen im Grabe modernden Gebeine noch einen Todten belebten; aber als Christ hätte er doch seine Hoffnungen nicht auf segensreiche Ausströmungen von Unten setzen sollen, sondern alle guten Gaben von Oben herab, vom Vater der Lichter erwarten; und nachdem es einmal offenbar geworden, daß die, die Aula erfüllenden Oppositionsdünste durch die Grabes-Ausströmungen nicht absorbirt oder vertrieben würden, hätte er nicht die Peterskirche festhalten sollen.

An den erwähnten öffentlichen Sitzungstagen wurde den Diplomaten und einigen bevorzugten Personen auch innerhalb der Concils-Aula eine enge Galerie eingeräumt, und die Zuschauer konnten dann bis zu den Maltheser-Rittern herantreten und sich am Anblick des Papstes und der Bischöfe weiden. Während der gewöhnlichen Sitzungen aber, die der Papst nie durch seine Gegenwart beehrte, hielten Schweizergarden das Publikum weit von der Bretterwand entfernt, so daß natürlich nichts von den Verhandlungen vernommen werden konnte, denn selbst innerhalb der Aula, konnten nur Wenige das Gesprochene verstehen. Cardinal di Pietro erklärte, nachdem das Concil einige Zeit gedauert, er habe bisher keine einzige Rede wirklich verstanden, und ein anderer Cardinal, von allen Reden seien nicht 40 Worte, sonst aber nur unbestimmte Tonwellen zu ihm gedrungen. Ein Austausch von Bemerkungen und Gegenbemerkungen war also unmöglich und die Wirkung langer Sitzungen war nur: Großer Zeitverlust, körperliche Ermüdung und eine tiefe Entmuthigung. Sollte aber eine Ankündigung oder sonst ein kurzer Satz durchaus verstanden werden, so mußte er mit Löwenstimme nach vier Seiten hin ausgeschrieen werden. Zwar fuhrwerkte man die Redner-Tribüne in der ganzen Aula herum, um womöglich ein günstigeres Plätzchen zu finden; aber vergeblich! Der Schall verhallte in dem ungeheuren Raum und hatte auch die schönste Gelegenheit, sich über die Bretterwand hinaus zu verbreiten und in der Kuppel der Peterskirche zu verlieren.

Etwas gebessert wurden diese Zustände, als man, auf die immer dringender werdenden Klagen der Bischöfe hin, über der ganzen Versammlung ein großes Tuch, ein Velum ausspannte, wie man es in großen katholischen Kirchen über der Kanzel sieht,

um den Schall aufzufangen; denn von da an konnten sich doch die mit kräftiger Stimme Begabten zur Noth verständlich machen.

Es gab aber noch ein anderes Hinderniß, für's Reden sowohl als für's Verstehen, nämlich die lateinische Sprache, in welcher die Verhandlungen geführt wurden.

Zwar war dieselbe ja keinem der Concilsväter unbekannt, aber nur ein kleiner Theil war im Stande, in derselben eine freie Ansprache zu halten, oder selbst auch nur eine Rede in gutem Latein niederzuschreiben; und neun Zehntheile waren dadurch von vorn herein zum Schweigen verurtheilt. Nur sehr Wenige bewegten sich völlig frei und gewandt in derselben und konnten sich des Lateins beinahe wie ihrer Muttersprache bedienen. Selbst der hochgebildete Bischof von Orleans, Dupanloup, konnte nur das vorher Aufgeschriebene ablesen, während der weniger hochgebildete Bischof von Paderborn das vortragen mußte, was ihm sein spiritus familiaris, der Jesuiten-Pater Roh, aufgesetzt hatte. Versuchte er aber einmal frei zu sprechen, so entsetzte er die Väter durch sein barbarisches Latein, und konnte oft sein sitzenbleibendes Rednerschifflein kaum durch die heftigsten Arm- und Bein-Bewegungen weiter rudern. Um aber auch gleich hier etwas Gutes von Bischof Martin aufzuführen, erwähne ich, daß er bei einer Gelegenheit eifrig dafür kämpfte, daß den Geistlichen verboten werden sollte, Orden zu tragen, aber geboten, Bärte zu tragen.

Vor Allen zeichnete sich durch eine fertige lateinische Zunge und durch besondere Beredtsamkeit Stroßmayer aus, der Bischof von den Grenzen der Türkei, wie die Italiener sagten. Seit Jahrhunderten, war das allgemeine Urtheil, ist keine solche Beredtsamkeit in lateinischer Sprache gehört worden. Beinahe gleich kam ihm Haynald, der Erzbischof von Kalocsa. Diese, so wie fast alle besseren Redner, gehörten der oppositionellen, oder richtiger bischöflichen Minderheit an, während es auch die größten Helden der Majorität meistens nur zum Ablesen mehr akademischer Vorträge brachten, die, längst vorbereitet, natürlich keinen Bezug auf das eben vorher Gesprochene hatten.

Zu diesen Schwierigkeiten, welche eine todte und nur Wenigen ganz geläufige Sprache verursachte, kam dann noch die verschiedene Aussprache der Deutschen, Franzosen und Engländer. Wenn die Letzteren begannen: „Uweirei illöstrissimei“ statt „Viri illustrissimi“ (hochgeehrte Herren), und dann mit ähnlicher Aussprache fort-

fuhren, so verstanden Anfangs die Andern das Gesprochene nicht und mußten sich erst daran gewöhnen. Und ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, war es mit den Franzosen.

Es ist einleuchtend, daß bei so, durch Lokal und Sprache erschwertem Verständniß, die erst selten, und später fast täglich gehaltenen Sitzungen, den Stempel tödtlicher Langweile an sich tragen mußten, zumal auch der Inhalt der etwa verstandenen Reden oft nicht sehr geistweckend war. Es war daher für Viele eine nur angenehme Unterbrechung, wenn einmal durch ein keckes Wort gegen römische Voraussetzungen die Glocke des Präsidenten in Bewegung gesetzt wurde, und der Barnabiter-Mönch und Cardinal Bilio, gleich einer Furie, über den Uebelthäter herfiel.

Zuweilen wurde dann die Scene noch lebhafter, wie z. B. als Stroßmayer die Protestanten gegen die Beschuldigung vertheidigte, daß sie an allem Elend und Unglauben unserer Zeit schuld seien, und unter Anderem den Italienern zurief: Ihr Alle zusammen vermögt nicht so ein Buch für die Religion zu schreiben, wie der Protestant Guizot; und als er dann noch hinzugefügt hatte, daß Niemand ein Concil anerkennen werde, welches Glaubenssätze nach bloßer Majorität entscheide, da suchte man den kühnen Redner niederzuschreien, und als das nicht sogleich gelang, setzten die 300 Kostgänger mit ihren Gesinnungsgenossen ihre Füße in Bewegung und trampelten so lange, bis Stroßmayer die Tribüne ververlassen hatte.

Aehnlicher Gebrauch des Pedals von Seiten der Italiener kam übrigens auch schon auf dem Trienter Concil vor.

Ich muß nun noch, ehe ich von den Verhandlungen selbst spreche, einige Worte sagen von der Zusammensetzung des Concils und von den Vorarbeiten für dasselbe.

Die Zusammensetzung des Concils war eine solche, daß dadurch schon allein ein Sieg der päpstlichen Partei und Sache gesichert war. Diese konnte nämlich auf wenigstens 450 Stimmen rechnen, die bischöfliche aber auf höchstens 150.

Jene Majorität der 450 bestand aus den 143 Bischöfen des Kirchenstaats, welche, in römischer Anschauung erzogen, das päpstliche Gebiet als noch in seinen alten Grenzen bestehend ansahen; 133 aus dem übrigen Italien, meist noch in Jesuitenschulen gebildet, und erbittert durch die Beraubung des Kirchenguts zur Bezahlung der jungen Einheit Italiens; auch nicht ohne die Berech-

nung, welche die durch den unfehlbaren Papst wieder vollkommener zu beherrschenden Völker jenseits der Alpen als italienische Macht und Schatzkammer ansieht; aus 41 spanischen Bischöfen, Männer vom reinsten ultramontanen Wasser, meistens durch die tugendhafte, vom Papst mit der goldenen geweihten Rose beschenkte Isabella, und vom päpstlichen Nuntius in Madrid ernannt, denen man in Rom nachsagte, wenn der Papst ihnen versichert, die heilige Trinität bestehe aus vier Personen, so glauben sie es auch.

Dazu eine große Anzahl Missionsbischöfe, deren Gemeinen in überseeischen Ländern erst im Entstehen, oder neugegründet in protestantischen Missionsländern zu suchen sind; sie selbst vom römischen Collegium der Propaganda ganz abhängig. Unter ihnen zum Theil schon begriffen 120 Bischöfe in partibus infidelium, die nur den Titel führen von verlorengegangenen Bisthümern, also nur dadurch und insofern Bischöfe, daß der Papst ihnen die Bischofsmütze aufgesetzt hat. Es konnte zweifelhaft erscheinen, ob diese Titular-Bischöfe zum Sitz auf dem Concil berechtigt seien, und auch die Civiltà cattolica nahm Anstand, diese Controverse zu entscheiden. Doch haben schon zu Trient solche Bischöfe gesessen und sind eigens dazu ernannt worden; und auch Pius hat ihrer in den letzten zwei Jahren vor dem Concil gegen 50 ernannt, und man kann es immer noch bescheiden finden, daß er ihrer nicht mehr ernannte und so den sicher für ihn Stimmenden noch ein oder zwei Hundert hinzufügte, denn im Schatze der römischen Kirche finden sich noch viele Namen alter verrotteter Bisthümer, welche nöthigenfalls zu diesem Zweck hätten verbraucht werden können.

Diese päpstliche Majorität von ungefähr 500 hielt nun zusammen wie **ein** Mann und gab ihr Votum genau so ab, wie es ihr von den zwei Centralstellen, dem Jesuiten-Colleg (dem Collegio del Gesù) und der Propaganda vorgeschrieben wurde.

Die Minorität von 100 bis 150 Bischöfen aus Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England, Nord-Amerika und zum geringen Theil auch Nord-Italien, hatte also nie die mindeste Aussicht, gegen die fünffache Uebermacht durchzudringen, zumal da sie sich auch noch oft zersplitterte, indem es immer einzelne Bischöfe gab, die wohl Gegner der Unfehlbarkeit waren, aber sich doch nicht entschließen konnten, den Papst durch ein non placet zu betrüben, oder sich fürchteten, von ihm so arg abgekanzelt zu werden, wie es einzelnen ungetreuen Söhnen schon passirt war.

Hätte man freilich, wie in Constanz, nach Nationen gestimmt, so daß Deutschland, Frankreich, Italien u. s. w. je eine Stimme gehabt hätten, oder hätte man die Bischöfe gewogen, d. h. nach ihrem eigentlichen Werth und nach der Menge der durch sie repräsentirten Katholiken beurtheilt, statt sie zu zählen, dann wäre das Resultat der Abstimmungen ein anderes gewesen, denn nicht nur war die Intelligenz durchaus auf Seite der Minderheit, sondern diese vertrat auch die halbe katholische Kirche. Der Erzbischof von Paris z. B. war der Repräsentant von mehr als zwei Millionen Katholiken; der Fürstbischof von Breslau von 1,700,000; der Erzbischof von Köln und Andere von mehr als einer Million; während die italienischen Bischöfe zum Theil nur Hirten von 10—12,000 Seelen waren, und die Titularbischöfe gar nichts vertraten, als ihre eigne werthe Person. Die Bischöfe des Kirchenstaates allein konnten daher schon alle deutschen und französischen überstimmen. Nicht ohne Grund waren daher die Päpstlichen schon vor Beginn des Concils voll Siegesgewißheit, denn es mußte ja eine überwältigende Majorität für die Unfehlbarkeit zu Stande kommen. Es war überhaupt auf diesem Concil Alles schon vorher abgekartet, und Napoleon sagte mit Recht zu Cardinal Bonnechose, Erzbischof von Rouen, vor seiner Abreise: „Sie gehen nach Rom, um Ihre Unterschrift unter Beschlüsse zu setzen, die bereits fertig sind". Ja, so weit war sogar schon Alles vorher fertig und die Erreichung des Zieles gesichert, daß schon vor dem Concil in Rom der Grund zu einem Denkmal gelegt wurde, durch welches das Unfehlbarkeits-Concil verewigt werden sollte, und dessen Fundamentirung schon im Dezember 1869 20,000 Skudi gekostet hatte.

Die nicht klerikale, die Laienwelt war auf dem Vatikanischen Concil gar nicht vertreten. Auf allen früheren Kirchenversammlungen hatten die Gesandten der großen Staaten einen Platz gefunden, und auf den ersten Concilien (mit Ausnahme des zu Nicäa), die man die kaiserlichen nennen könnte, verstand es sich vollends von selbst, daß die oströmische Kaisermacht irgend eine Vertretung hatte.

Zu dem Vatikanischen Concil aber wurde kein einziger Gesandte zugelassen, nicht einmal der französische, der es am entschiedensten verlangte; und da die Regierungen der Großmächte nicht kräftig und einmüthig auftraten, weder in Bezug auf diese Vertretung, noch was die Unfehlbarkeit und die Freiheit der Concilsväter betraf, sondern im Gegentheil die darauf bezüglichen, ver-

ständigen Vorschläge Baierns zu gemeinsamer Aktion verächtlich abwiesen, so konnte der Papst seinen Willen ungehindert in jeder Hinsicht durchsetzen.

Von verschiedenen Seiten wünschte man eine Laien-Vertretung durch König Johann von Sachsen, und dieser würde ja gewiß auch versucht haben, den päpstlichen Ultras gegenüber, heilsam mäßigend einzuwirken, und daß es ihm an theologischem Wissen nicht gebricht, hat er durch seinen Dante-Commentar bewiesen; aber die päpstliche Regierung wollte wohl keine Ausnahme machen, und die Idee zeigte sich vielleicht auch sonst unausführbar. Doch machten Briefe, schreibt Lord Acton, welche im Laufe des Winters in Rom anlangten, unverkennbar den Eindruck, daß es der König tief bedauerte, nicht selbst dort anwesend zu sein. Prof. Friedrich, während des Concils theologischer Berather des Cardinals Hohenlohe, stellt aber die Sache so dar, daß, als die preußische und baiersche Regierung im Sommer 1869 den König von Sachsen veranlassen wollten, sie als Orator auf dem Concil zu vertreten, dieser es ablehnte. Jene Briefe, von denen der sonst gut unterrichtete Lord Acton spricht, müßten dann so erklärt werden, daß der König es hinterdrein bereut habe, nicht doch den Versuch der Betheiligung gemacht zu haben. Aber wie dem auch sei — jedenfalls ist es gut, daß er nicht Veranlassung hatte, auch nur ein Wort in der Concils-Aula zu verschwenden, denn wenn er auch noch so überzeugend gesprochen hätte, so würde er doch die längst beschlossene und präparirte Unfehlbarkeits-Erklärung nicht haben verhindern, und nicht Leute zur Vernunft bringen können, die, nach dem Opfer des Verstandes, keine Anknüpfungspunkte mehr zur Verständigung boten.

Nur einem Laien soll es gelungen sein, heimlichen, aber doch erlaubten, Zutritt zum Concil zu erlangen, nämlich Veuillot, dem Chef-Redakteur des Univers in Paris. Für ihn soll ein verstecktes Plätzchen in der Aula zurechtgemacht gewesen sein, wo er, selbst unbemerkt, den Verhandlungen beiwohnen konnte; und da er sich der besonderen Freundschaft des Papstes erfreut, so ist diese Auszeichnung wohl denkbar. Er logirte ja auch, während seines Aufenthalts in Rom in der Concilszeit, mit seiner Familie im Vatikan. Sein Blatt bringt auch manche päpstliche Gedanken und Pläne zuerst, und die Päpstlichen nennen ihn ihren modernen Kirchenvater.

Hätten die Gesandten der Großmächte, oder der katholischen Mächte wenigstens, dem Concil beiwohnen können, dann wäre auch die, der alten Kirche durchaus fremde Geheimnißkrämerei nicht möglich gewesen, welche auf diesem Concil aufrecht erhalten, oder wenigstens versucht worden ist.

Schon die Vorarbeiten zum Concil wurden sehr geheim gehalten. Während des Winters von 1868 bis 69 waren nämlich in Rom mehrere Commissionen oder Committees gebildet worden, um den Stoff für die Verhandlungen vorzubereiten. Die dogmatische, die wichtigste Commission, hatte in ihrem Schooße die Jesuiten Perrone, Schrader und Franzelin. Von diesen war Schrader der beharrlichste und kühnste Wortführer der päpstlichen Ansprüche, der vor keiner Folgerung zurückschreckte; und während die Pariser Jesuiten sich noch abmühten, die römische Lehre in einem milderen Lichte zu zeigen, verkündigte Schrader, daß der Wille des Papstes der höchst entscheidende und unfehlbar richtige sei, selbst gegen die Ansicht und die Abstimmung der Bischöfe, gleichviel ob die Majorität oder Minorität für oder gegen ihn sei. — Dieser dogmatischen Commission nun wurde durch Cardoni, Erzbischof von Edessa, die Frage der Unfehlbarkeit in einer von ihm verfaßten und später veröffentlichten Abhandlung dargelegt, welcher Alle, außer Dr. Alzog von Freiburg, beistimmten. Was aber, außer dieser gedruckten Abhandlung, aus den Berathungen dieser Commissionen in die Oeffentlichkeit kam, kann nur auf verbotenem Wege bekannt geworden sein, denn alle Theologen dieser Comittees, so wie die später ernannten Beamten des Concils, waren durch den Eid der Inquisition zum Geheimhalten verpflichtet; während es den Vätern des Concils nur unter Strafe der Todsünde, ohne förmliche Eidesleistung, geboten war, die Verhandlungen geheimzuhalten. — Es war eben auf diesem Concil nicht auf die Befriedigung von wirklichen religiösen Bedürfnissen abgesehen, denn die hätten ja die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen brauchen, sondern die päpstliche Regierung ging auf dogmatische Oktroyirungen aus, welche keine Wurzeln im allgemeinen Bewußtsein der katholischen Welt besaßen, und darum scheuten die Urheber derselben das Licht; und wenn Leibnitz schon das Concil von Trient ein Concile de contrebande nannte, so paßt dieser Ausdruck noch viel mehr auf das Vatikanische Concil. — Eine andere Ursache des Geheimthums, besonders schon in Bezug auf die Vorarbeiten, war ja

auch leicht verständlich: die päpstlichen Blätter hatten ja schon längst verheißen, daß durch das Concil der leidenden Menschheit ein sicher wirkendes Heilmittel dargereicht werden sollte. Wäre nun der Vorhang allzuschnell aufgezogen und gezeigt worden, daß es mit diesem Heilmittel nichts sei, und daß der Papst, außer der schon angekündigten Unfehlbarkeit und dem Syllabus, keine Medizin für den schwer kranken Patienten, genannt Menschheit oder Christenheit, bereit habe, so wäre die Enttäuschung und Mißstimmung zu groß gewesen.

Daß aber die Mitglieder der vorberathenden Commissionen ihren Eid nicht sehr gewissenhaft hielten, sieht man auch schon daraus, daß der baiersche Minister-Präsident Fürst Hohenlohe, der Bruder des Cardinals, schon am 9. April 1869, auf sichre Nachrichten aus Rom hin, sein bereits erwähntes Warnungsschreiben erließ, in welchem er die Regierung auf die Ziele der bevorstehenden Kirchenversammlung aufmerksam machte, und, freilich vergeblich, zu gemeinsamen vorbeugenden Maßregeln aufforderte.

Ebenso scheinen die meisten Bischöfe später die Todsünde des Ausplauderns begangen zu haben, wie man schon aus den römischen Briefen sehen konnte, die während der ganzen Dauer des Concils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen, genau und zuverlässig über alle Verhandlungen berichteten und mehrere Dokumente veröffentlichten. Diese Briefe waren der Curie und den Jesuiten höchst fatal, weil sie alle Maßregeln des Geheimhaltens vereitelten und alle Schwächen des Papstthums bloßlegten. Die päpstlichen Spione, ein sehr zahlreiches Geschlecht, welche während des Concils die Thüren aller Verdächtigen umlauerten, nebst den päpstlichen Polizisten, gaben sich entsetzliche Mühe, dem Verfasser der Briefe auf die Spur zu kommen; aber es gelang ihnen nicht. Leicht war es ihnen, kleineren Unfug zu unterdrücken, z. B. die damals von der Industrie geschaffenen „fosfori infallibili“, die unfehlbaren Schwefelhölzchen, welche wegen ihres angeblich unfehlbaren Zündens so genannt und den Bischöfen feilgeboten wurden; aber jener Hauptfeind entzog sich allen Nachstellungen. Zwar fiel der Verdacht auf Den und Jenen, aber er erwies sich immer als falsch. Besonders hatte Professor Friedrich, der Theologe des Cardinal Hohenlohe, darunter zu leiden, denn er sollte durchaus der Sünder sein. Das war er nun zwar nicht, aber vielleicht hätte er den päpstlichen Spionen verrathen können,

wo die eigentliche Quelle der römischen Briefe zu suchen sei, denn er war während seines Aufenthalts in Rom Stammgast im gastfreundlichen Hause des reichbegabten katholischen Lord Acton, der Rom und Italien nicht weniger genau kennt als Deutschland, und sogar mit der deutschen Theologie und Sprache sehr vertraut ist. Seine Frau ist auch eine Deutsche. Dieses gastfreie Haus war ein Vereinigungspunkt für Prälaten und Theologen, die der päpstlichen Richtung entgegen waren, und hier flossen mehr Nachrichten zusammen, als vielleicht an irgend einem andern Orte Roms. Diese Nachrichten wurden dann vom Lord und zwei seiner Freunde, die mit ihm drei Nationalitäten repräsentirten, also wahrscheinlich einem Deutschen und einem Italiener, zu Briefen zusammengestellt, die Lord Acton durch expresse Boten aus dem Bereich der Stadt und des damaligen Kirchenstaates heraus, auf die sichere italienische Post schaffen ließ — eine zwar umständliche und kostspielige, aber durchaus nothwendige Weise der Beförderung, denn die päpstliche Post behielt Alles zurück, was irgendwie verdächtig war. Viele Briefe wurden von den damit beauftragten päpstlichen Beamten geöffnet und ebenso erreichten abgesandte Bücher nicht immer ihren Bestimmungsort, denn die väterlich besorgte päpstliche Regierung wollte den Bischöfen keine schädliche und beunruhigende geistige Nahrung zukommen, und auch keine aus Rom in die katholische Welt gelangen lassen; und wenn nur wenigstens die zurückbehaltenen Bücher von den Päpstlichen zu ihrer eignen Aufklärung benützt und studirt worden wären, so könnte man ihr Verfahren doch noch mit dem mancher Väter vergleichen, welche ihren Kindern die Naschwaare wegessen, unter dem heuchlerischen Vorwand, die Kleinen könnten sich damit den Magen verderben. Aber das ist nicht wahrscheinlich, daß die Päpstlichen die weggenommenen literarischen Schätze zu sich genommen und verdaut haben sollten, sondern die Briefe und Bücher verschwanden einfach, ohne irgend Jemand Nutzen zu schaffen. Lord Acton that also wohl daran, das höchst unsichre Institut, die päpstliche Post, auf die angegebene Art zu umgehen, und seine Briefe auf diese Weise ungefährdet nach Baiern gelangen zu lassen. Zunächst gingen dieselben nach München, wo sie von den Professoren Döllinger und Huber zugestutzt und mit historischen Erläuterungen versehen, und dann der Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung übermittelt wurden, wo sie als „Römische Briefe" erschienen. Später wurden sie dann in einer

Separatausgabe veröffentlicht und werden immer eine schätzbare Quelle bilden für Alle, welche das Concil genauer kennen lernen wollen. Während ihres Erscheinens bildeten sie sogar eine wichtige Quelle für die Concilsväter selbst, denn diese erfuhren, da die stenographischen Aufzeichnungen nicht gedruckt wurden, oft erst aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, was der oder jener, an ihrem Platz in der Aula nicht zu verstehende Redner, gesagt hatte.

Diese ganze Geheimnißkrämerei, die wie ein böses Gewissen aussieht und zum ersten Mal für das Concil zu Trient eingeführt wurde, war, wie ich schon erwähnte, der alten Kirche durchaus fremd, denn von älteren Concilien wird berichtet, daß herumstehendes Volk den Bischöfen beistimmte. Die Berathungen wurden bei offenen Thüren gehalten und mit Zulassung Aller, die zuhören wollten.

Davon hat sich auf dem Vatikanischen Concil nur der Schein erhalten, daß an den vier öffentlichen Tagen die Schaulustigen und Neugierigen auf die oben erwähnte Weise Zutritt erhielten. Diese vier Tage waren der 8. December 1869, der Eröffnungstag; der 6. Januar 1870, an welchem 747 überflüssige, gleichlautende Eide von den einzeln vor dem Papst hinknienden Bischöfen geschworen wurden, und der 24. April und 18. Juli, wo schon vorher vorgenommene, also vollständig gesicherte Abstimmungen über Glaubenssätze, unter dem Vorsitz des Papstes, noch einmal erfolgten, also gewissermaßen Abstimmungs-Aktusse gehalten wurden.

Sonst aber wurde Alles möglichst geheim gehalten, wenn auch, wie schon erwähnt, vergeblich; denn auch abgesehen von Lord Actons Zirkel hatte man in den höheren gesellschaftlichen Kreisen Roms fast jeden folgenden Abend eine meist zutreffende Uebersicht vom Verlauf der letzten General-Congregation und von den nächsten Absichten der Parteien; und gewiß nicht am wenigsten war dies der Fall in den Salons der sogenannten Matriarchen, wie man, zum Unterschiede von den Patriarchen, eine Anzahl vornehmer Damen, eifrige Katholikinnen und meist Französinnen, nannte, die, zum Theil in der Theologie bewandert und auf's Disputiren erpicht, die Bischöfe und den nicht stimmberechtigten, niederen, französischen Klerus um sich vereinigten, welcher letztere, auf Winke nach Rom hin, sehr zahlreich in Rom erschienen war, um auf antipäpstliche Bischöfe einen Druck auszuüben. Uebrigens sah Prof. Friedrich diese französischen, nicht bischöflichen Geistlichen auch anstößig oft im Um-

gang und auf Ausfahrten mit jungen Damen, die jedenfalls nicht zu jenen theologiebeflissenen Matriarchen gehörten. —

Ich wende mich nun zu dem Eröffnungstage, der ebenso nothwendig auf den 8. Dec. fallen mußte, wie Napoleons Staatsstreiche auf den 2. December. Merkwürdig aber war es, daß dieser Tag, sowie der Tag der Unfehlbarkeits-Erklärung, der 18. Juli 1870, solche entsetzliche Regen- und Unwettertage waren, wie sie sonst während der ganzen 9 Monate, die das Concil dauerte, nicht vorgekommen sind. Der obligate Sonnenstrahl, der an demselben Tage 1854 den Papst freudig erhoben hatte, fehlte gänzlich und statt dessen strömte heftiger Regen hernieder und hinderte einigermaßen die programmmäßige Entfaltung der Feier. Doch den Kanonendonner und das Glockengeläute konnte er nicht verhindern, und die Versammlung in der Peterskirche bot immerhin einen großartigen Anblick dar.

Der Kapuziner Passavalli, ein Erzbischof i. p. i., hielt eine Predigt, der Papst eine Ansprache an die Väter, und der Secretär des Concils, der durch und durch päpstlich gesinnte, nun bereits verstorbene Bischof Feßler von St. Pölten, verlas ein Decret, wodurch das Concil für eröffnet erklärt, und ein zweites, welches die nächste öffentliche Sitzung auf Epiphanias 1870 anberaumte. Unangenehm aber berührte es die an römisches Wesen nicht Gewöhnten, daß sämmtliche Cardinäle und Bischöfe, vor dem gleichsam auf den Altar erhobenen Papst die Knie beugen mußten — eine unschöne Comödie, die sich am 1. Weihnachtsfeiertag noch einmal wiederholte, da sich der Papst, auf seinem Throne sitzend, unter die Bischöfe tragen ließ.

Eigentlich war es, wie ich schon früher erwähnte, die Absicht des Papstes und seiner Anbeter gewesen, die Unfehlbarkeit alsbald in den ersten Tagen oder Wochen, durch Acclamation anerkennen zu lassen, und gegen 600 bischöfliche Kehlen waren auch stets bereit zu schreien, aber man fand doch, daß der Widerwille gegen diese Procedur zu stark sei. Am heftigsten opponirte dagegen der edle Darboy, Erzbischof von Paris, der schon früher einmal, und auch auf dem Concil, lieber nach seiner Ueberzeugung handeln, als gegen dieselbe Rom willfährig sein und dadurch den Cardinalshut erlangen wollte, und dessen späteres Diktum ich gleich hier anführen will, nämlich das: „Die Unfehlbarkeit ist eine Abgeschmacktheit und das Vatikanische Concil war ein Concil von Meßnern". Was die Cardinalshüte betrifft, so schwebten zu Anfang des Concils 15 der-

selben in der Luft und warteten gleichsam darauf, sich auf würdige, d. h. dem Papst gefällige Häupter niederzulassen. Darboy aber ließ sich durch diesen Köder nicht gewinnen und sagte, als man ihn damit herumkriegen wollte: Ich brauche keinen Hut; ich bin nicht verkältet (je n'ai point de rhume de cerveau).

Außer der Opposition verschiedener Bischöfe, soll übrigens den Papst auch die spitzige Bemerkung eines um Rath gefragten Cardinals, davon abgehalten haben, den Versuch der Acclamation zu machen. Derselbe soll nämlich zum Papst gesagt haben: Der theatralische Effekt werde am größten sein, wenn man alsbald in der ersten Sitzung, ohne alle vorhergehende Berathung, gleichsam wie durch Eingebung des heiligen Geistes, die Unfehlbarkeit vorschlage und ihr beistimme.

Kurz, man hielt es für besser, den langsameren Weg der Berathungen und Abstimmungen zu gehen, wenn auch Pius die Verhinderung der alsbaldigen Acclamation dem Einfluß höllischer Mächte zuschrieb, die wohl merkten, daß die Erklärung der Unfehlbarkeit ihnen den letzten Schlag versetzen werde, und die darum bemüht wären, dieselbe zu verhindern oder aufzuschieben. Auch von der Majorität hörte man später den Beweis führen: Daß die Unfehlbarkeit etwas Gutes und Gottgewolltes ist, erkennt man schon an dem Krieg, den der Teufel dagegen erregt hat. So wurde denn am 10. Dec. von 767 Bischöfen (soviel waren ihrer von 1044 Stimmberechtigten erschienen) die erste allgemeine Sitzung oder General-Congregation gehalten — allgemeine Sitzung, zum Unterschiede von den Commissions- oder Committee-Sitzungen.

Schon diese erste Sitzung bot eine Scene der Verwirrung dar, indem Stroßmayer gegen die vom Papst oktroyirte Geschäftsordnung protestirte, vom Präsidenten aber am Reden verhindert wurde, weil man über etwas bereits vom Papst Entschiedenes nicht mehr sprechen dürfe.

Diese Geschäftsordnung war schon vor dem Zusammentritt des Concils, durch die Bulle Multiplices inter vom 27. Nov. 1869, veröffentlicht worden, und sie gab die Leitung der Geschäfte völlig in die Hände der Curie, denn alle Beamte des Concils, alle Präsidenten der Congregationen, Commissionen und Deputationen, sowie auch alle Mitglieder derjenigen Commission, welche die bischöflichen Anträge zu prüfen hatte, wurden unmittelbar vom Papst ernannt, und ihre Namen in der ersten Sitzung bekannt ge-

macht. Es waren natürlich lauter Jesuiten und Unfehlbarkeits-Männer, so daß man schon denken konnte, daß Anträge der anderen Richtung gar nicht angenommen werden würden.

Die Mitglieder von zwei anderen unwichtigeren Commissionen, welche Vollmachten prüfen und Rangstreitigkeiten schlichten sollten, so wie die von vier Deputationen, oder Commitees, über den Glauben, die Disciplin, die geistlichen Orden und den orientalischen Ritus, durften zwar von den Concilsvätern selbst gewählt werden, aber es zeigte sich bald, daß dies Zugeständniß völlig illusorisch war, denn bei den Wahlen kamen, wie ich schon früher sagte, immer 400 Stimmzettel mit ganz gleichen Namen zum Vorschein, so daß also offenbar wurde, daß der größte Theil der päpstlichen Majorität officielle Listen der zu Wählenden empfangen hatte und sich auch darnach richtend, mit einer Regelmäßigkeit manövirte, auf welche manche Kammermajorität mit Neid blicken könnte, und daß folglich doch alle Commiteemitglieder nur von der Curie ernannt wurden, und die bischöfliche Partei von vorn herein davon ausgeschlossen war.

Die vom Papst ernannten Präsidenten der General-Congregationen waren übrigens der Cardinalbischof Reisach, ein völlig italienisirter Deutscher, der aber noch im December, vor Antritt seines Amtes starb, die Cardinalpriester de Lucca, Bizarri und Bilio und der Cardinaldiakon Capalti.

Das Recht, Anträge zu machen, wurde, nach der päpstlichen Geschäftsordnung, den Bischöfen allerdings gelassen, aber jeder Antrag ging, ohne daß sein Urheber zur Motivirung zugelassen wurde, an jene vom Papste ernannte Commission, die über seine Zulassung oder Verwerfung entschied, im Falle der Zulassung aber noch die Genehmigung des Papstes einholen mußte. So daß also, mit andern Worten, nur der Papst durch seine Organe Anträge machen durfte.

Außer den Commissions-Sitzungen, von denen also die Minderheit von vorn herein ausgeschlossen war, fanden nur in den Generalcongregationen Verhandlungen statt. Aber auch hier war keine eigentliche Besprechung und Debatte möglich, denn, abgesehen von den früher erwähnten physischen Hindernissen, erhielt z. B. ein Angegriffener nicht etwa alsbald das Wort, sondern konnte sich erst vertheidigen oder erklären, wenn nach der hierarchischen Rangordnung die Reihe an ihn kam, d. h. manchmal erst nach Wochen. Verschiedene Bischöfe ergriffen daher den Ausweg, ihre Entgegnungen in Neapel

drucken zu lassen, was in Rom nur für die, dem Unfehlbaren günstigen Broschüren gestattet war.

Die vom Papste unmittelbar oder mittelbar gewählten Committee-Mitglieder hingegen hatten das Privilegium, das Wort auch in den General-Congregationen jederzeit zu ergreifen; und der Präsident hatte außerdem das Recht, einen mißliebigen Redner jeden Augenblick zu unterbrechen und ihm Schweigen zu gebieten.

Einwendungen und Verbesserungsanträge zu den in den Generalcongregationen verhandelten Vorlagen gingen an die päpstliche Commission zur Prüfung zurück und in der Gestalt, in welcher sie dann von dieser Commission zum zweiten Mal vorgelegt wurden, hatte das Concil, ohne weitere Debatte, darüber abzustimmen.

Auch die Form der zu erlassenden Decrete war durch die oktroyirte Geschäftsordnung im Voraus festgestellt, und wich von dem früheren Gebrauch dadurch ab, daß nicht das Concil, sondern der Papst im eignen Namen als Urheber der Decrete erschien, und nur der Zustimmung des Concils (approbante concilio) in der Eingangsformel gedacht war, während in Trient jedes Decret im Namen des Concils verkündigt wurde. Auch die ganze Geschäftsordnung wurde ja in Trient und früher, von der Kirchenversammlung selbst berathen und festgesetzt. Die päpstliche Regierung that daher ihr Möglichstes, die Trienter Geschäftsordnung nicht in die Hände der Väter gelangen zu lassen, damit diese nicht merkten, daß ihre Collegen vor 330 Jahren weit mehr Freiheit hatten.

Man sieht, daß sich das Concil durch die bloße Annahme dieser Geschäftsordnung so zu sagen den Hals zuschnürte und sich durch Berathungen unter einer solchen Geschäftsordnung eigentlich nur lächerlich machte; denn wenn der Papst allein Anträge machen und beschließen konnte, wozu dann überhaupt noch Verhandlungen? ganz abgesehen davon, daß alle Verhandlungen und Sitzungen eigentlich nur den Zweck hatten, die Zeit auszufüllen und nebenbei auch die Bischöfe der Minderheit mürbe zu machen, bis der Curie der geeignete Zeitpunkt gekommen schien, über die Unfehlbarkeit abstimmen zu lassen.

14 Franzosen nebst Stroßmayer vereinigten sich daher auch bald nach Eröffnung des Concils zu einer Petition gegen diese berüchtigte Geschäftsordnung. Diese Petition hatte aber das Loos so vieler ihrer Nachfolgerinnen, welche im besten und gnädigsten Falle einfach mit Nein beantwortet wurden, oder spurlos im gro-

ßen päpstlichen Papierkorb verschwanden, oder endlich gar nicht erst angenommen wurden, jedenfalls aber niemals irgend eine Wirkung hatten. Und grade so ging es mit den von Zeit zu Zeit vom Stapel gelassenen zahmen Protesten.

Anfangs nun, ehe die bischöfliche Partei, die Minorität, in dieser Sache Uebung hatte, konnte man es entschuldigen, daß sie noch einige solche Petitionen an den Papst richtete; z. B. baten bald nach jenen Franzosen, 25 Deutsche und Oesterreicher um eine gerechtere Zusammensetzung der Commissionen und 40 Andere um die Erlaubniß, Einsicht in die stenographischen Berichte zu nehmen und ihre Meinung über verschiedene Fragen ohne Censur drucken zu dürfen. Aber nachdem die Minorität einmal durch Erfahrung wußte, daß alle solche Gesuche vollkommen vergeblich seien, hätte sie nicht auf diesem Wege fortfahren und dadurch nur ihre Halbheit und Schwäche zeigen sollen; sondern, da es sich nun einmal um etwas so Großes, nämlich um die Aufnöthigung einer ihrer Ueberzeugung zuwiderlaufenden Lehre handelte, hätten die Oppositionsbischöfe einen entscheidenden Schritt thun, die Kirchenversammlung unter Protest verlassen und eine große Secession, eine Trennung von Rom anbahnen müssen. Aber dazu waren nur einige Wenige geneigt, die aber, eben weil sie zu vereinzelt standen, davon absahen. — Im Ganzen gewährt daher die Oppositionspartei auf dem Vatikanischen Concil ein trauriges Bild.

An Erkenntniß der Wahrheit, an Einsicht in Bezug auf die gegen Tradition, Schrift und Vernunft streitende Unfehlbarkeitslehre fehlte es den meisten Mitgliedern der Opposition nicht, aber wohl an Ueberzeugungstreue und Thatkraft. Sie erquickten sich an Stroßmayers kühnen Worten, aber wenn er sie aufforderte, auch nach ihrer Ueberzeugung zu handeln, erschraken sie über seine unbarmherzige Logik und zogen sich kampfesschen zurück. Ihre Worte waren eben nur Worte, ohne ernsten, männlichen Entschluß, ohne tiefe religiöse, nothwendig zur That treibende Ueberzeugung dahinter. Sie sannen vor Allem nur darauf, wie sie dem Entscheidungskampf ausweichen könnten. Ihr ganzer Standpunkt war daher ein unklarer und während die Päpstlichen mit Entschiedenheit und Einigkeit ein bestimmtes Ziel verfolgten, zersplitterte sich die so schon so schwache Partei der Opposition, weil sie sich kein bestimmtes Ziel gesteckt hatte und nicht nach festen Grundsätzen handelte.

Am deutlichsten zeigte sich die Halbheit der Opposition dadurch,

daß viele von dieser Partei nur deßhalb gegen die Unfehlbarkeits-Erklärung angingen, weil dieselbe nicht zeitgemäß, nicht opportun sei. — Ihnen sagten natürlich die Gegner: „Wenn ihr nichts Anderes gegen diese Lehre vorzubringen habt, so gebt ihr ja damit schon zu, daß sie im Grunde wahr sei. Haltet ihr sie aber einmal für wahr, dann müßt ihr euch nicht durch Menschenfurcht oder ähnliche Rücksichten abhalten lassen, sie zur Geltung zu bringen." In der That standen die, nur aus Opportunitätsgründen gegen die Unfehlbarkeit Kämpfenden, den offenen Unfehlbarkeits-Freunden näher, als den principiellen Gegnern der Unfehlbarkeit.

Beinahe die kläglichste Rolle aber spielten die deutschen Bischöfe, indem sie bei vollständiger Erkenntniß auf traurige Weise hin und her schwankten und wie verlorne Schafe herumgeirrt sein würden, wenn sie nicht die muthigeren ungarischen Bischöfe zur Seite gehabt hätten. Auch Cardinal Rauscher verdient nicht gerade unsere Bewunderung, denn während er während des Concils in einer gründlichen und gelehrten Schrift die Unfehlbarkeit angriff und gänzlich widerlegte, sagte er: „Ich für meine Person werde keine Trennung machen", nämlich keine kirchliche Scheidung von Rom; und weil eben beinahe Jeder für seine Person auch so dachte und seine Ueberzeugung äußeren Rücksichten opferte, zerfiel die ganze Opposition in nichts. Wir werden daher wohl Prof. Friedrichs Urtheil zu dem unsrigen machen müssen, wenn derselbe sagt, daß ein Theil der Opposition kein ehrliches Spiel trieb. Innerlich von vorn herein entschlossen, sich jedem Majoritätsbeschluß, auch dem Unfehlbarkeits-Decret, zu unterwerfen, machten sie doch zum Schein mit Opposition, um nach beiden Seiten hin zu genügen; und auch der schon im Herbst 1869 von den deutschen Bischöfen erlassene Fuldaer Hirtenbrief wollte zwar scheinbar die Katholiken über das bevorstehende Concil beruhigen, und schien auszusagen, daß man in Rom gar nicht daran denke, die Unfehlbarkeit proklamiren zu lassen; aber die Ausdrücke waren mit Absicht so abgefaßt, daß sie auch für den Fall paßten, daß die Unfehlbarkeit ausgesprochen werden sollte.

Es hieß nämlich in jenem Fuldaer Schreiben: „Erstens wird das Concil keine neuen und keine andern Grundsätze aufstellen, als diejenigen, welche auch den deutschen Katholiken durch den Glauben und das Gewissen in's Herz geschrieben sind. Zweitens kann ein allgemeines Concil nie und nimmer eine neue Lehre aufstellen, welche

in der heiligen Schrift oder in der apostolischen Ueberlieferung nicht enthalten ist. Drittens wird nur die alte ursprüngliche Wahrheit in ein klareres Licht gestellt werden." Alles dieses nehmen aber die römischen Geschichts- und Schrift-Ausleger auch für die Unfehlbarkeits-Lehre in Anspruch und daß die deutschen Bischöfe jenen Hirtenbrief absichtlich zweideutig abfaßten, sieht man ja aus ihrer Fahnenflucht am 17. Juli und aus der nachherigen willigen Anerkennung des neuen Dogmas. Hefele allein drang in Fulda auf eine entschiedene Erklärung gegen die Unfehlbarkeit, es wurde ihm aber von einem Collegen gesagt, man würde ihm schon in Rom sein ketzerisches Fell abziehen.

Neben Hefele möchte ich auch noch den preußischen Militärbischof Namszanowski nennen, der wenigstens während des Concils sich als einen entschiedenen Gegner der Infallibilität zeigte, der aber so wenig wie Hefele und Stroßmayer die lahme Opposition zum Gehen bringen konnte und der nach dem Concil leider mit zu den 16 deutschen Bischöfen gehörte, die einen zweiten, die Concilsbeschlüsse anerkennenden Fuldaer Hirtenbrief unterschrieben. Nur die Bischöfe von Breslau, Bamberg, Osnabrück, Passau, Rottenburg und der apostolische Vicar von Sachsen schlossen sich diesen 16 nicht an und blieben, wenigstens für's erste, ihrer früher ausgesprochenen Ueberzeugung treu. Später haben sich Alle unterworfen und stellen sich wenigstens so, als glaubten sie an die päpstliche Unfehlbarkeit. Auch Hefele, der württembergische Bischof. Nur Stroßmayer, der diesen Winter in Rom war und auch dem Papste einen Besuch abstattete, scheint sich noch nicht unterworfen zu haben.

Zur Entschuldigung der Oppositions-Bischöfe läßt sich natürlich auch Mancherlei sagen, denn ihre Lage war immerhin eine schwierige. Doch darauf werde ich später noch zu sprechen kommen.

Wie um dem Concil seine Ohnmacht, gegenüber der päpstlichen Allmacht, noch lebendiger zu Gemüthe zu führen, wurde am 19. Dec. die Bulle Apostolicae sedis publicirt, eine Erneuerung der berüchtigten, von Verdammungen strotzenden Nachtmahlsbulle, denn unter dem Vorwande, einen Theil der Excommunicationen latae sententiae abzuschaffen (bei denen der Excommunicirte nicht persönlich genannt wird), stellte sie in Wahrheit 39 neue Excommunicationsfälle von der erheblichsten Tragweite auf. Doch war dieser päpstliche, mit neuen Flüchen beladene Erlaß, ja kein Gegenstand der Verhandlung, sondern mußte nur mit stillschweigender Zerknir-

schung hingenommen werden. Doch nicht ganz mit Stillschweigen, denn ein deutscher Prälat äußerte in einer darauf bezüglichen Rede unter Anderem: „Was nützt es denn, zu verdammen, was schon verdammt ist, und Irrthümer zu ächten, die wir schon längst als geächtet kennen? Die falschen Lehrsätze menschlicher Erfindung verschwinden endlich von selbst, wie Asche im Winde; und daß Manche durch sie verführt werden, können wir durch unsere Verdammungsdecrete nicht verhindern."

Anmerklich ist übrigens, daß der Papst in jener Bulle die Vollmacht zur Lossprechung von verschiedenen Sünden, z. B. Entfremdung von Kirchen-Eigenthum, Stellen der Priester vor weltliche Richter u. s. w. sich selbst allein vorbehalten hat.

Das Lesen „häretischer Bücher" war darin auch mit Excommunication bedroht. Doch wie sich das auslegen läßt, sieht man an den Auslassungen des Organs des Kölner Erzbischofs, welches sagte: Dies Verbot betreffe nicht Werke von Juden, denn diese seien keine Häretiker, auch verbiete es nicht das Lesen von Flugschriften und Zeitungen, denn das seien keine Bücher; noch auch das Anhören von laut vorgelesenen häretischen Büchern, denn Hören sei nicht Lesen. — Wenn sich freilich die Katholiken alle Gesetze auf diese Weise deuten, dann kann der Papst immer frisch weg verbieten und verdammen, ohne daß sich irgend Jemand getroffen zu fühlen braucht.

Der Gegenstand der eigentlichen Verhandlungen in den ersten Sitzungen war das von Schrader verfaßte Schema (Entwurf) vom Glauben, gegen welches besonders Cardinal-Fürst-Erzbischof Rauscher von Wien, Erzbischof Conolly von Halifax in N.-Amerika, Erzbischof Darboy von Paris, Bischof Stroßmayer von Djakovar und Andere auftraten. Conolly sagte, das Beste, was man mit diesem Entwurfe machen könne, sei, ihn ehrenvoll zu begraben. Stroßmayer sprach dagegen, daß sich der Papst zum alleinigen Glaubensgesetzgeber aufwerfe.

Am 6. Januar 1870 wurde dann die schon erwähnte zweite öffentliche Sitzung gehalten, die, in Ermangelung einer noch nicht möglichen öffentlichen Abstimmung, mit Eidesleistungen ausgefüllt wurde. Es läßt sich nichts Langweiligeres denken, als dieses Ceremoniell. Es wurde das Tridentinische Glaubensbekenntniß verlesen und dann beschworen, zuerst vom Papst selbst und dann von den einzelnen, sich vor ihm auf die Knie werfenden Bischöfen, die diesen Eid

freilich schon bei ihrer Ordination und sonst noch bei anderen Gelegenheiten geleistet hatten. Also rein um die Zeit auszufüllen wurden diese 747 Eide wiederholt.

Im Laufe des Januar war auch eine Unterschriftensammlung für die Unfehlbarkeit im Gange, welche die Minorität bewog, eine Gegenvorstellung einzureichen, eine Adresse, die von Rauscher verfaßt und von 46 Deutschen und Oesterreichern, 33 Franzosen, 17 Engländern und Amerikanern, 20 Italienern, 4 Portugiesen und Anderen, im Ganzen von 137 Bischöfen unterzeichnet war und am 26. Jan. übergeben wurde. Pius aber verweigerte die Annahme dieser wichtigen Kundgebung gegen die Unfehlbarkeit. — Die Adresse für die Unfehlbarkeit bewog auch Döllinger, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung sein berühmtes Gutachten erscheinen zu lassen, in welchem er dieses Dogma besonders als Geschichtskundiger bekämpfte und zu nichte machte.

Schon vorher, am 14. Jan., hatte die Debatte über das zweite Schema von der Disciplin begonnen. Mit weiser Berechnung behandelte nämlich die Curie das Concil wie einen Patienten, dem man erst gelinde, dann in steigender Progression stärkere Dosen giebt. Zuerst wurde der Entwurf vom Glauben, dann von der Disciplin, darauf die Frage vom Katechismus, darauf das Schema von der Kirche und vom Papst vorgelegt..

Die Opposition machte bei der Verhandlung über die Disciplin geltend, daß hier immer von den Pflichten, nie von den Rechten der Bischöfe die Rede sei. Sie wehrte sich gegen die strenge Beaufsichtigung, welcher die Bischöfe fortan auf Schritt und Tritt unterworfen sein sollten. Der Cardinal Schwarzenberg von Prag brachte dagegen eine Reform des Cardinal-Collegiums in Vorschlag.

Mit besonderem Freimuthe aber sprach Stroßmayer gegen die Alles einschnürende Centralisation und verlangte, daß die Reform bei der Curie und nicht bei den Bischöfen beginne. Das Papstthum, sagte er, sei jetzt eine rein italienische Institution und müsse universalisirt werden, ebenso die römischen Congregationen und das Cardinal-Collegium, in welchem alle katholischen Landschaften nach dem Maßstab ihrer Größe und Bedeutung vertreten sein sollten, während man jetzt und seit Jahrhunderten, überall nur Italiener finde. Auch erinnerte er die Väter an die Bestimmung des Constanzer Concils, nach welcher alle 10 Jahre eine Kirchenversamm-

lung gehalten werden sollte. — Diese am 25. Jan. gehaltene Rede machte einen überwältigenden Eindruck.

Ihm folgte der chaldäische Patriarch, ein Greis von 78 Jahren. Er trat für die alten Gebräuche seiner Kirche in die Schranken und warnte vor Neuerungen, d. h. vor dem Unfehlbarkeits-Dogma. Gleich darauf wurde er zum Papst gerufen, den er in heftiger Aufregung und zitternd vor Zorn fand, und nach vielen heftigen Worten ward ihm befohlen, auf der Stelle entweder seine Würde niederzulegen, oder auf alle seine kirchlichen Privilegien zu verzichten. Die Bitte um zwei Tage Bedenkzeit wurde abgeschlagen und wenn sich ihm nicht die Pforten eines römischen Kerkers erschließen sollten, blieb ihm nichts übrig, als eins der beiden ihm vorgelegten Papiere zu unterzeichnen und Verzicht zu thun.

Diese Behandlung eines würdigen Patriarchen, der nichts verschuldet hatte, giebt mir Veranlassung, über die sehr beschränkte Freiheit der Bischöfe einige Bemerkungen zu machen. Die Bischöfe wurden nämlich in Rom beinahe wie die Gefangenen des Papstes gehalten. Sie durften ohne seine Erlaubniß das Concil nicht verlassen, — dem Fürstbischof von Breslau wurde einmal eine Reise nach Neapel nicht gestattet — sie durften sich nicht zu gemeinsamen Besprechungen versammeln, nichts drucken lassen ohne Censur, keinen Antrag stellen ohne des Papstes Genehmigung. Die Bischöfe der Minderheit wurden auch von dem Präsidenten sehr in der Redefreiheit beschränkt und vom Papst auf alle mögliche Weise bearbeitet, theils durch grobes Ausschelten, theils durch Bitten und gemachte Anerbietungen.

Kein Wunder, daß es den Bischöfen vorkam, als wären sie in einer Tretmühle eingeschlossen, wo sie willig oder unwillig zermahlen mußten, was aufgeschüttet wurde; oder daß es ihnen schien, als wären sie die Tasten eines Klaviers, die es sich müssen gefallen lassen, von einer höheren Macht gespielt und auch zur Hervorbringung widerlicher Klänge gebraucht zu werden.

Selbst auf dem Trienter Concil, wo man sich auch schon über Beschränkung der Freiheit beklagte, hätte man nicht gewagt, die transalpinischen Bischöfe, Deutsche, Ungarn, Franzosen in so schnöder, wegwerfender Weise zu behandeln, wie es auf dem Vatikanischen Concil geschah, ihnen auf ihre dringenden Bitten und Vorstellungen auch nicht einmal eine Antwort zu geben und sie den Kelch der Demüthigungen und Kränkungen bis auf die Hefe leeren zu lassen.

Doch ließ sich die Opposition durch alle Einschüchterungen und Freiheits-Beschränkungen nicht zum Schweigen bringen und wenn man ihr auch vorwerfen kann, daß sie keine entscheidenden Schritte that, so muß man ihr auf der andern Seite doch zugestehen, daß sie mit einer gewissen Zähigkeit ihren Standpunkt behauptete und der päpstlichen Partei die Wahrheit vorhielt.

Am 21. Jan. war das Schema von der Kirche vertheilt worden. Dasselbe sprach dem Papst die schrankenlose Herrschaft über die Concilien und die direkte und unmittelbare Regierungsgewalt über sämmtliche bischöfliche Diöcesen zu, erhob die weltliche Herrschaft des Papstes über den Kirchenstaat, und das Recht der Kirche zur Anwendung äußeren Zwanges und körperlicher Strafen zu Glaubensartikeln und bestimmte zugleich über das Verhältniß von Kirche und Staat, daß die kirchlichen Gesetze stets vor den bürgerlichen und gegen sie zu gelten haben.

Im Unmuth über solche Maßlosigkeiten rief ein deutscher Prälat aus: „Dieses Schema verdient in die Hölle geworfen zu werden!"*)

Noch hatte keine einzige Abstimmung stattgefunden. Das Schema über Glauben war an die Commission zurückgegangen, um umgearbeitet zu werden.

Dafür wurden aber die Väter mit dem Entwurf eines neuen Katechismus für die ganze katholische Kirche überrascht, der zugleich die neuen Glaubensdecrete in den künftigen Jugendunterricht einführen sollte; und Anfang Februar wurde über diesen Katechismus debattirt, wobei die das Concil spaltenden Gegensätze auf's Neue an den Tag traten.

Um diese Zeit sammelten auch die Jesuiten Unterschriften für eine Petition, daß die leibliche Himmelfahrt der Maria zum katholischen Dogma erhoben werde.

Zwei Monate hatte nun schon das Concil gedauert, in welcher Zeit das Nicänische schon beendigt war, während das zu Chalcedon nur sechs Wochen gedauert hatte; und noch war nichts erreicht. Da mußten dann endlich die Päpstlichen die Hauptsache daran bringen; und das geschah am 14. Febr., da Langalerie, Bischof von Belley, zum ersten Mal in der General-Congregation die Unfehlbarkeit zur

*) Die Entrüstung über dieses Schema von der Kirche wurde dadurch nicht gerade geringer, als man später fand, daß es wörtlich mit dem Collegienheft eines Jesuiten-Professors am Collegium Romanum übereinstimmte.

Sprache brachte, und Haynald, Erzbischof von Kalocsa, ihm mit der Mahnung antwortete, bei der alten Lehre zu bleiben und keine neuen Dogmen hinzuzufügen. Der Präsident Capalti gebot letzterem, sofort zu schweigen und die Redner=Tribüne zu verlassen. Haynald aber fuhr so lange fort, bis ein wüster Tumult der Majorität seiner Rede und der Sitzung ein Ende machte.

Es war in Bezug auf eine solche tumultuarische Scene, daß der preußische Militärbischof sagte, in einer Versammlung von Schustern ginge es bei ihm zu Hause anständiger zu; und ein nordamerikanischer Bischof fühlte sich dadurch patriotisch ganz gehoben, denn er hatte bis jetzt glaubt, daß der Congreß zu Washington rohere und unanständigere Scenen darbiete als irgend eine andere Versammlung; nun sah er aber, daß das Vatikanische Concil noch darüber hinausging.

Man hätte nun glauben sollen, daß nach einem solchen Betragen die Majorität einen Verweis erhalten würde, aber nein, den Oppositionsbischöfen, die in Haynald gemißhandelt worden waren, wurde der Pelz gewaschen, und außerdem wurde das Concil am 23. Febr. mit einer neuen verschärften Geschäftsordnung beglückt, welche auch den letzten Rest von Freiheit der Berathung vernichtete. Zwar erlaubte dieselbe auch noch, einer Commission schriftlich Anträge zu übergeben, die sie dann annehmen oder zurückweisen konnte. Doch wurden vor dem Concil weder Namen genannt noch die Motive angegeben, sondern nur ganz summarisch über solche Anträge berichtet. Auch konnte nun jede Debatte durch Majoritätsbeschluß, oder durch Willkür des Präsidenten geschlossen werden. Ferner sollte jetzt die Majorität auch über alle Glaubensdecrete entscheiden; und während man auf früheren Concilien womöglich immer Einstimmigkeit, oder so gut wie Einstimmigkeit zu erreichen bemüht war, wenn es sich um Feststellung eines Glaubenssatzes handelte, wurde den Vätern jetzt ganz platt gesagt, daß die Zustimmung des Concils nur eine leere Formalität sei, und daß der Papst nach seinem Ermessen entscheiden werde, er möge Wenige oder Viele auf seiner Seite haben.

Die Dinge waren nun bei einem entscheidenden Wendepunkte angekommen, denn die Unterwerfung unter diese Geschäftsordnung bedeutete für die Minorität den unbedingten Verzicht auf die bisher verfochtenen Grundsätze.

Die Minorität raffte sich daher zu einem Proteste auf, der

am 4. März von den Franzosen und am 6. März von den Deutschen und Oesterreichern dem Präsidenten übergeben wurde. Dieser Protest stellte den Grundsatz auf, daß ohne Einstimmigkeit, oder wenigstens ohne moralische, d. h. beinahe vollständige Einstimmigkeit, kein Glaubenssatz festgestellt werden könne; und er sprach die Befürchtung aus, daß wenn die neue Geschäftsordnung ausgeführt werde, besonders auch in Bezug auf Majorisirung in Glaubenssachen, dann der ökumenische, der allgemein gültige Charakter des Concils in Zweifel gezogen und sein Ansehn in der katholischen Kirche erschüttert werden würde.

Die Antwort auf diesen Protest war die sofortige officielle Einbringung des Decrets über die Unfehlbarkeit, als vierten Artikels des Schemas von der Kirche. Dieses Decret war zwar in vorsichtigen Ausdrücken abgefaßt, aber der Inhalt doch so, daß die maßlosesten Ansprüche des Papstthumes dadurch vollkommen gedeckt waren.

Die Minorität stand nun vor der Entscheidung, ob sie, nach ihrem vergeblichen Proteste, sich noch länger am Concil betheiligen wollte, und indem sie sich, gegen den Rath der Ungarn, dazu entschloß, besiegelte sie von vornherein ihre Niederlage.

Am 18. März begann die zweite Berathung des Schemas über den Glauben, am 22. März erlebte die Peterskirche eine Scene, welche an die Räubersynode in Ephesus erinnerte.

Im Eingang des Schemas über den Glauben wurde nämlich der Protestantismus für den modernen Unglauben und für alle schädlichen Folgen desselben allein verantwortlich gemacht und eine Pest genannt, wogegen Stroßmayer kräftig auftrat und hervorhob, was von Protestanten zur Vertheidigung des Christenthums geschehen sei. Schon hier unterbrach ihn der Präsident mit den Worten: „Hier ist nicht der Ort, die Protestanten zu loben". Als er dann auf die neue Geschäftsordnung zu reden kam und sagte, daß dieselbe die Praxis aller frühern Concilien von Grund aus umstürze, indem sie Entscheidung durch Stimmenmehrheit auch für Glaubenssätze einführe, und auf die Beschwerde der Bischöfe sei auch nicht einmal eine Antwort ertheilt worden, so daß die Jetztlebenden und die nachfolgenden Geschlechter mit Recht sagen werden, diesem Concile habe die Freiheit gefehlt und die Wahrheit; und dann weiter fortfuhr: Ein Concil, welches sich über diese Regel, nämlich der möglichsten Einstimmigkeit in Glaubenssachen, hinwegsetzt und

Dogmen über Glauben und Sitte nach Mehrheit der Stimmenzahl festsetzt, verwirkt, nach meiner innigsten Ueberzeugung, das Recht, das Gewissen der katholischen Welt zum Halten solcher Sätze feierlich zu verpflichten — da brach ein wilder Tumult in der Versammlung aus. Zornentbrannt umdrängten die Bischöfe der Majorität die Rednerbühne und drohten dem Redner mit Fäusten, und als Bischof Place von Marseille in die tobende Menge hineinrief: „Ich verdamme ihn nicht!" ertönte es von allen Seiten: „Wir Alle, wir Alle verdammen ihn!" Der Präsident aber rief nicht die Unruhstifter, sondern den Redner zur Ordnung, welcher unter feierlichem Protest die Tribüne verließ. — Das draußen stehende Publikum hörte den gewaltigen Lärm und vermuthete einen Einbruch der Garibaldianer. Andere glaubten, die Unfehlbarkeit würde durch Acclamation zum Dogma erhoben.

Am folgenden Tage aber konnten sich Haynald und andere Redner wieder ungehindert frei aussprechen; auch kam das Schema vom Glauben stark verändert aus den Commissionsberathungen zurück, und die von Stroßmayer angegriffene Beschimpfung der Protestanten war aus dem Eingang gänzlich weggelassen. So erfolgte denn am 29. März die Annahme des Einganges mit Einstimmigkeit.

Das Weglassen jener gegen den Protestantismus gerichteten Stelle soll übrigens nicht nur durch Stroßmayers Auftreten veranlaßt worden sein, sondern es wird behauptet, daß der Norddeutsche Gesandte, Baron Arnim, sogleich wegen jener Injurie an Graf Bismark telegraphirt, und alsbald, trotz der sonst traditionell zuvorkommenden Haltung des Berliner Cabinets gegen den päpstlichen Stuhl, durch ein Telegramm den Befehl erhalten habe, dem Cardinal=Staats=Secretär Antonelli zu erklären, wenn der betr. Satz gegen die Protestanten nicht gestrichen werde, habe die Gesandtschaft Befehl, sofort Rom zu verlassen und alle Beziehungen abzubrechen. Darauf hin sei die gewünschte Aenderung auf der Stelle vollzogen worden.

Eine neapolitanische Zeitung bemerkt dazu: Wenn Frankreich irgend eine Beschwerde erhebt gegen das Concil, so macht Antonelli drei Bücklinge und Alles bleibt beim Alten. Wenn aber Preußen kommt mit seinem Schnurrbart und Kanonenstiefeln, da weiß man, daß dem Worte die That folgt, und Rom versteht nachzugeben.

Durch diese Abänderung hatte die Opposition zwar einen

scheinbaren Vortheil errungen, aber durch ihre Betheiligung an der Abstimmung hatte sie thatsächlich die Geschäftsordnung anerkannt und also stillschweigend ihren Protest zurückgenommen. — Um diese Zeit, Ende März, wurde, was ich noch der Merkwürdigkeit halber anführen will, auch über ein Komma abgestimmt, welches zwischen catholica und romana ecclesia gesetzt werden sollte, das aber wegfiel, weil nur Fünfe dafür stimmten.

Bei den folgenden Berathungen herrschte eine mehr friedfertige Stimmung vor. Bedenklichkeiten erregte nur ein in das Glaubensschema von der betreffenden Commission eingeschmuggelter Zusatz, dahin lautend, daß die Beschlüsse des heiligen Stuhles befolgt werden müßten, selbst wenn dessen Acht-Sprüche nur solche Meinungen beträfen, die eigentlich nicht häretisch seien; d. h. also in jedem Fall, in welchem die päpstliche Regierung eine Verurtheilung für zweckmäßig halten würde.

Mit der Annahme dieses Satzes war unter Anderem auch die Inquisition und der Index — das zum Verbieten von Büchern in Rom bestehende Institut — vom Concil approbirt; und schärfer Blickende sahen darin schon die Unfehlbarkeit indirekt ausgesprochen. Dennoch machte die Opposition nur einen schwachen Versuch zur Abwendung dieses Schlußsatzes und bei der Abstimmung am 12. April wurde kein einziges Nein abgegeben, und 83 Väter sagten bedingungsweise (juxta modum) Ja. Stroßmayer hielt sich fern.

In der dritten öffentlichen Sitzung nun, am 24. April, wurde zum ersten Mal eine Abstimmung öffentlich vorgenommen, oder vielmehr eine schon vorher vorgenommene wiederholt, und es konnte nun das ganze Schema vom Glauben, nach einstimmiger Annahme durch das Concil, vom Papst als Glaubensartikel verkündigt werden. Vor dieser Sitzung waren einige Bischöfe zum Papst gegangen und hatten die Bitte vorgebracht, er möge am 24. April ohne Weiteres die Unfehlbarkeit proklamiren. Aber das schien ihm doch wohl noch zu gewagt und verfrüht. — Jedoch hatte der bisher so sterile Baum des Concils nun endlich doch eine Frucht getragen, wenn auch gerade keine sehr köstliche, denn durch jene öffentliche Abstimmung waren fast nur theologische Gemeinplätze und selbstverständliche Aufstellungen bekräftigt worden, deren neue Besiegelung der Kirche weiter keinen Nutzen bringen konnte.

Mit der Opposition ging es nun zu Ende.

Manning, Erzbischof von Westminster, der immer mitten im jesuitisch-päpstlichen Fahrwasser segelte, unterließ auch nicht, der Opposition zu Gemüthe zu führen, sie habe sich, durch die Betheiligung an den Abstimmungen über das Glaubensschema, unter die neue Geschäftsordnung gebeugt und im Voraus zur Annahme der Unfehlbarkeit verpflichtet, weil ja allerdings die neue Geschäftsordnung das Recht des Papstes feststellte, mit einfacher Majorität jedes Glaubensdecret zu machen und zu promulgiren.

Die Minorität legte zwar gegen Mannings Deutung Verwahrung ein, aber ihr Muth zum Widerstande ging, mit wenigen Ausnahmen, über scharfe Worte nicht hinaus.

Alle ihre Bemühungen waren jetzt nur darauf gerichtet, die Verkündigung des neuen Dogmas zu verhindern oder wenigstens aufzuschieben. Zu dem Ende erschienen jetzt ziemlich gleichzeitig eine Reihe von Flugschriften, die von Bischöfen der Minorität verfaßt waren oder von ihnen vertheilt wurden.

Besonderes Aufsehen erregte die Schrift Hefeles über den früher von mir besprochenen Honorius-Fall, in welcher der anerkannt tüchtige Kirchenhistoriker auf's Deutlichste nachwies, daß dadurch schon die Unfehlbarkeit der Päpste unhaltbar werde.

Cardinal Rauscher zeigte in einer gründlichen, sehr gemessenen Denkschrift, daß durch das neue Dogma die Concilien ihrer Autorität beraubt, ja eigentlich abgeschafft würden, und das Papstthum auf diese Weise seine beste Stütze verlöre; sowie auch, daß Kirche und Staat dadurch in unabsehbare Kämpfe mit einander verwickelt würden.

Schärfer einschneidend war die Schrift des Cardinal Fürst Schwarzenberg, deren eigentlicher Verfasser aber Professor Sales Mayer in Prag ist. Er zeigte mit treffender Ironie die Monstrositäten, zu welchen das Dogma von der Unfehlbarkeit führe, und machte Mannings Behauptung lächerlich, daß alles dasjenige unfehlbar sei, bei dessen Aussprache der Papst die Absicht gehabt habe, daß es für die ganze Kirche gelten solle. Auf diesen Ausweg war nämlich Manning gekommen, weil schon 25 verschiedene Erklärungsarten der früher erwähnten Einschränkung der Unfehlbarkeit durch den Zusatz „ex cathedra“ erschienen waren.

Nicht minder vortrefflich war eine Schrift des Erzbischofes Kenrick von St. Louis in Nord-Amerika.

Alle diese Schriften mußten in Neapel gedruckt werden. Die

von Ketteler vertheilte, aber nicht von ihm und in seinem Geist verfaßte, denn sie greift die Unfehlbarkeit sehr entschieden an, während er sich immer schwankend zeigte, soll in Solothurn gedruckt worden sein. Er mußte übrigens bis zum 18. April warten, ehe die päpstlichen Beamten die für ihn bestimmte Bücher-Sendung frei gaben.

Ein großer Theil der Opposition vereinigte sich auch zu einer nochmaligen Eingabe an das Präsidium, in welcher mit Hinweis auf die weittragenden Consequenzen, welche die Dogmatisirung der Unfehlbarkeit, namentlich auch für das Verhältniß der Kirche zum Staate nach sich ziehen könne, eine eingehende Prüfung der Frage durch Conferenzen beider Parteien gefordert wurde.

Aber der curialistischen Partei kam es gerade darauf an, die mittelalterlichen Grundsätze von der Beherrschung des Staates durch die Kirche sanctioniren zu lassen. Jene Eingabe war daher natürlich vergeblich; und Pius blieb unerschütterlich. Er sagte: „Als Abbate Mastai habe ich die Unfehlbarkeit geglaubt; jetzt als Papst fühle ich sie". Er hielt es für seine Lebensaufgabe, die katholische Welt über eine so wichtige Angelegenheit, wie die Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes, nicht länger in Ungewißheit zu lassen, die aufgebrachten Gemüther zu beruhigen, die Wankenden zu befestigen, die Gegner herüberzuziehen und seine Autorität um so mehr zu kräftigen, je mehr sie angegriffen wurde.

Er behielt auch meistens eine gefaßte Stimmung und hatte guten Muth. Und warum sollte er es auch nicht? Reden, die er nicht anhörte, Proteste, die er nicht las und beantwortete, konnte er allenfalls mit Geduld ertragen, zumal er gewiß annehmen konnte, daß in der entscheidenden öffentlichen Abstimmung Alles nach seinem Wunsche gehen werde. Und dann hatte er noch einen besonderen Trost durch den ihm wenigstens gewissen Beistand der Maria, so daß er einem geistigen Würdenträger, der ihm die ganze Lage als bedenklich schilderte, antworten konnte: „Fürchten Sie nichts, ich habe die Madonna auf meiner Seite!" Was diese besondere Begünstigung durch die Jungfrau Maria betrifft, so versichern die ihm näher Stehenden, daß er den festen Glauben habe, daß er, durch stete Anrufung und Verehrung der Madonna, und auch wegen ihrer durch ihn bewirkten Verherrlichung, unter einer durch sie vermittelten Inspiration und himmlischen Erleuchtung stehe und auch ihres besonderen Beistandes gewiß sein könne, und daß er darin

einen Vorzug vor allen seinen Vorgängern besitze. — Wenn man nun zu dieser Vorstellung den Unfehlbarkeits-Wahn hinzunimmt, und ferner den Umstand, daß er einmal im Februar 1870, während er einem Bischof Audienz gab, zehn Minuten lang ganz irre redete; und endlich, daß er zwei Monate später bei SS. Trinitá dei Monti ein Wunder verrichten wollte und zu einem Krüppel, der ihn anbettelte, statt ihm ein Almosen zu geben, sagte: Surge et ambula (Stehe auf und wandle!), was aber nur den traurigen Erfolg hatte, daß der arme Mensch gar nichts erhielt, weder Geld noch Heilung, und daß die Umstehenden in ein Gelächter ausbrachen — ich meine, wenn man dieses Alles, dem sich, nach der Versicherung von Kundigen, noch vieles Aehnliche hinzufügen ließe, bedenkt, so könnte man versucht sein zu glauben, daß da eine Geistesstörung vorliege. Aber jenes Irrereden soll epileptischen Zufällen zuzuschreiben sein — was freilich auch wieder eine arge Sache für die Unfehlbarkeit ist, denn von der kann also nicht die Rede sein, wenn nicht erst einige Leibärzte geschworen haben, daß Pius gesund und zurechnungsfähig war, als er Dies und Jenes sprach — zum Wunderthunwollen kann er ferner durch eine irregehende gehobene, freudige Stimmung gekommen sein, und der übertriebene Mariencultus wie die Unfehlbarkeits-Vorstellung ist nun einmal seine schwache Seite.

Pius IX. blieb also in freudiger Stimmung, und es wurde auch das Weihrauchfaß fleißig vor ihm geschwungen, so daß er vor den Wolken der Huldigungen den Abgrund nicht sah, dem er durch eine feierlich bekräftigte Lüge die Kirche entgegenführen wollte.

Doch immer konnte diese rosige Stimmung nicht andauern. Auch die Adoration kann langweilig werden, wenn sie anhält, und fortgesetzte Huldigungen mochten manchmal so wenig Eindruck auf ihn machen, wie die nach unsern Begriffen schon allzuweit gehende, durch die am päpstlichen Hofe übliche Sitte aber gebotene Demüthigung, daß, wenn er niest, der gerade anwesende Prälat auf die Knie niederfallen und in dieser Position seinen Glückwunsch aushauchen muß.

Außerdem mischten sich auch in den Freudenbecher, den die folgsame, von Huldigungen erfüllte Mehrheit von 500 Romanen dem Papste täglich kredenzte, einige reelle Wehrmuthstropfen, die eben in dem mehr oder minder hartnäckigen Widerstande der Minderheit bestanden.

Was er konnte, that er, um diesen Widerstand zu überwinden

und zu brechen. Um die Stimmen derer, die vielleicht noch auf seine Seite zu bringen waren, warb er persönlich und sagte z. B. wehmüthig zu einem Bischof: „Simon Jona, hast du mich lieb?", während er die hartnäckigen Widersacher wie Rebellen behandelte, und ihnen in privaten Aeußerungen, Briefen und öffentlichen Ansprachen, seinen Zorn, oft in den heftigsten Ausdrücken, fühlen ließ. Ja, er ließ sich zu solchen Ausbrüchen der Bitterkeit gegen die Bezweifler seiner Untrüglichkeit hinreißen, daß seine Worte wohl in Rom von Mund zu Mund gingen, aber von Lord Acton und Professor Friedrich in ihren veröffentlichten Tagebüchern nicht mitgetheilt werden konnten. *) Einem ihm Vorgestellten drehte er, mit einem, dem deutschen Pfui entsprechenden Ausdruck den Rücken, weil ihm dieser sagte, daß er bei einem Bischof der Minorität Secretär sei; den Patriarchen der Melchiten, Jussuf, faßte er bei einer Audienz der Orientalen bei der Schulter, weil er ihm in einer Angelegenheit nicht nachgeben wollte. Kurz, es war da nicht mit ihm zu spaßen, und Mancher, äußerlich oder innerlich abhängig, mag sich seinem Zorn gebeugt haben.**) Jedenfalls gehörte der Muth des Gewissens dazu, seinen Drohungen, wie seiner Freundlichkeit und den schon erwähnten äußeren Lockmittelchen, Aussichten auf Erhöhungen, Privilegien und dergleichen zu widerstehen, die, wie jene kleinen weichen Insekten, oft das härteste Holz durchbohren. Für den Erzbischof Lavigerie von Algier wurde sogar, um ihn fester an die Curie zu binden, ein schönes neues liturgisches Kleidungsstück erfunden, welches er allein tragen durfte; und dasselbe soll auch die gewünschte Wirkung gehabt haben.

Ich verfolge nun den Gang des Concils weiter.

Es wurde der Entwurf des neuen Katechismus wieder vorgenommen, und am 4. Mai fand ganz unerwartet die erste Abstimmung darüber statt. 59 Prälaten stimmten mit Nein, 25 mit bedingungsweisem Ja, und 100 fehlten.

---

*) Manchen Minoritätsbischöfen gab er auch, nicht in's Gesicht, aber vor Anderen, nicht gerade die schönsten Titel. So soll er den Erzbischof Melchers von Köln einen Ignoranten, Scherr von München einen einfältigen Erzbischof, Stroßmayer ein Sektenhaupt, und Cardinal Schwarzenberg einen Esel genannt haben. Ueberhaupt theilte er die Gegner der Unfehlbarkeit ein in Ignoranten, Fürstenknechte und Feiglinge.

**) Manche Bischöfe wurden auch dadurch zum Nachgeben gebracht, daß hinter ihrem Rücken, in ihren Diöcesen, ein Adressensturm des niederen Klerus für die Unfehlbarkeit angeregt wurde.

Der Entwurf ging wieder an die Commission zurück; und der 13. Mai wurde für die definitive Abstimmung festgesetzt, bei welcher die Opposition auf eine große Anzahl verneinender Stimmen rechnete. Plötzlich aber wurde am 10. Mai der General-Congregation von Neuem das Schema vom Papstthum übergeben, wie es auf Grund der bischöflichen Eingaben durch die Glaubens-Deputation umgestaltet war, jetzt als erste dogmatische Constitutio von der Kirche Christi in vier Kapiteln. Die drei ersten handelten vom Primat des Papstes und ließen seine kirchliche Macht ganz in der auf Pseudo-Isidor gegründeten Rechtsanschauung des Mittelalters beruhen, wie sie gipfelt in der Auflösung aller bischöflichen Selbstständigkeit. Angehängt waren drei Canones der Verfluchung Andersdenkender. Das vierte Kapitel handelte von der Unfehlbarkeit des Papstes. Die Berathung über dieses Schema begann, nachdem 77 Bischöfe gegen die Umkehrung der Ordnung einen natürlich vergeblichen Protest eingereicht hatten, den 13. Mai; vorerst im Allgemeinen; aber da von den 106 eingeschriebenen Rednern wenige darauf rechnen konnten, daß ihnen das Wort noch einmal über einzelne Kapitel zukommen werde, warf sich der Gegensatz sofort auf die Unfehlbarkeit.

Die Vertheidiger derselben beriefen sich, außer den schon früher erwähnten, auf zum Theil recht sonderbare Argumente. Besonders glänzte darin der Bischof Pie von Poitiers, der sich auf die Sage berief, daß Petrus mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt wurde, so daß der Kopf die Last des ganzen Körpers trug. So trage, meinte er, auch der Papst-Kopf die ganze Kirche.

Ein ander Mal, als es sich nicht gerade um die Unfehlbarkeit handelte, verglich derselbe Bischof die Majoritätsbischöfe mit ruhig dahinwandelnden und gemessen und gleichmäßig ziehenden Ochsen, welche allein noch den heiligen Wagen der Kirche vorm Umstürzen bewahrten, während die leider mit angespannten Oppositionsbischöfe, wie wilde Rosse und Maulthiere, Seitensprünge machten und ausschlügen und die ganze Fuhre beinahe aus dem Geleise brächten. Diesen Vergleich hätten ihm nun seine Gesinnungsgenossen eigentlich übel nehmen können, wenn er sich nicht, in liebenswürdiger Bescheidenheit, selbst mit unter diese verdienstvollen stilleren Thiere gerechnet hätte, durch welche die Kirche gerettet würde.

Der Erzbischof Natoli von Messina überraschte das Concil mit der Nachricht, seine Landsleute hätten es einst auch dem auf Sicilien predigenden h. Petrus nicht recht glauben wollen, daß Gott

ihm und seinen Nachfolgern ein so großes Privilegium, wie die Unfehlbarkeit ist, verliehen habe, und sie hätten sich deshalb an die heilige Jungfrau gewandt, ob sie Etwas darum wisse, und sie, mit den Sicilianern bekanntlich auch sonst auf vertrautem Fuße, habe erwidert, sie erinnere sich allerdings, zugegen gewesen zu sein, als ihr Sohn dem h. Petrus dieses Vorrecht ertheilte.

Valerga, Titularbischof von Jerusalem, bewies, daß die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes recht wohl mit menschlicher Sündhaftigkeit vereinbar sei, da auch Christus einen göttlichen und menschlichen Willen gehabt habe.

Erzbischof Manning erklärte der Opposition, die Infallibilität sei schon Lehre der Kirche, und könne ohne offenbare Todsünde nicht geläugnet werden. Und so wie er behandelten auch Andere die Gegner der Unfehlbarkeit, noch vor gefälltem Spruch, als schlechte Christen und Ketzer.

Manche Bischöfe von der Mehrheit wußten wirklich gar nicht, was sie Alles dem Papste zuschreiben sollten. So sagte der Irrländer Keane, Bischof von Cloyne: der h. Petrus hat die ganze Tradition wohl verwahrt mit nach Rom gebracht. Hier, und nur hier allein liege sie noch jetzt, und jeder Papst nehme davon nach Bedarf; besitze sie also ganz und unverfälscht. Das ist also eine ähnliche Vorstellung von der Tradition, wie sie die Schildbürger vom Sonnenlicht hatten, die dasselbe in Säcken in das fensterlose Rathhaus trugen. Am weitesten ging, zwar nicht in einer Concilssitzung, aber in einer Predigt in der Kirche Andrea della Valle, der Erzbischof von Avignon, Dubreuil, welcher sagte, die Fleischwerdung Gottes habe dreimal stattgefunden: in der Krippe zu Bethlehem, am Meßaltar und im Vatikan.

In solchen und ähnlichen Ideen befangen, gingen die Vertheidiger der Unfehlbarkeit ihren Weg weiter, gleichsam dreifaches Erz um die Brust, und völlig unempfänglich für gegnerische Argumente. Die Einfacheren von ihnen mochten wohl auch meinen, nicht der Propaganda, nicht den Jesuiten, auch nicht einmal der Pietät für Pio nono zu gehorchen, sondern ein ächt katholisches Werk zu vollziehen, wenn sie die angebliche Unfehlbarkeit des Concils zum letzten Mal gebrauchen wollten, um eine höhere, persönliche Unfehlbarkeit zu schaffen.

Zu überzeugen und durchzudringen konnten also die Bischöfe der Minderheit nicht hoffen; aber zeugen wollten sie doch bei

dieser vielleicht letzten Gelegenheit, und ihr Möglichstes thun. Und sie haben auch wirklich Alles zur Genüge, und zum Theil auf vortreffliche Weise, vorgebracht, was gegen die Unfehlbarkeit zu sagen war.

Am erfreulichsten war das Zeugniß des Nordamerikaners Conolly, Erzbischofs von Halifax, welcher Worte sprach, die Luther und jeder bibelgläubige Protestant hätte unterschreiben können. Er berief sich nämlich auf die heilige Schrift und auf diese allein, und wollte keine Schlußfolgerungen der Theologen zum Dogma erhoben haben, die nicht erkenn- und nachweisbar im Worte Gottes begründet seien.

„Was unser Herr nicht gesagt hat", so sprach er u. A., „kann nicht der Inhalt einer göttlichen Glaubenswahrheit sein; denn der Glaube kommt aus dem Hören, das Hören aber nicht durch die Wissenschaft, sondern durch die Worte Christi. Das Wort Gottes, und dieses allein und zwar das unbezweifelte, dies will ich, daß es Dogma werde." *)

Aus Darboy's gehaltvoller Rede will ich auch einige Worte anführen. „Die christliche Welt", sagte er, „will sich die Lehre der Kirche nicht mehr gefallen lassen. Nun, wenn sie dieselbe zurückweist, während der gesammte Lehrkörper der Kirche sie predigt, wie vielmehr wird dies der Fall sein, wenn sie nur von einem Einzigen, freilich Unfehlbaren, aber erst allerneuestens als solchem erklärten Lehrer verkündigt wird?

Und ist es nicht anderseits, damit eine Autorität gelte und mit Erfolg handele, von Nöthen, daß dieselbe nicht bloß behauptet, sondern auch zugegeben werde?

Weit entfernt, daß des heil. Vaters unabhängige Unfehlbarkeit die Vorurtheile und Einwürfe, durch welche so Viele vom Glauben abwendig gemacht werden, zu zerstören vermag, vermehrt und erschwert sie dieselben. Und wer sich nur ein wenig auf Politik versteht, sieht ein, welche Keime zu Zerwürfnissen unsere Vorlage enthalte, und auch, welchen Gefahren die weltliche Gewalt dieses heiligen Stuhls durch sie ausgesetzt werde."

---

*) Auch in einer späteren Rede zeigte sich Conolly als einer der kräftigsten und entschiedensten Männer der Minorität. Er sagte da u. A., sämmtliche Bischöfe sollten jetzt in eine Schar von Blinden verwandelt werden, in deren Mitte sich ein einziger Sehender befinde, dem sie nachtappen und ihm Alles glauben müßten.

Stroßmayer führte aus, daß die Unfehlbarkeit gegen die Verfassung der Kirche, gegen die Rechte der Bischöfe und Concilien, und gegen die unabänderliche Glaubensregel sei.

Maret, Titularbischof von Sura, und der gelehrteste der französischen Bischöfe, deckte den Widersinn auf, der in der Forderung liege, daß das Concil, das doch geringeren Ansehens sein solle als der Papst, diesem die Unfehlbarkeit verleihen solle. Da fiel ihm Cardinal Bilio aufgebracht in's Wort: „Das Concil verleiht dem Papste nichts und kann ihm nichts verleihen, sondern erkennt lediglich an, giebt seine Meinung ab, und der heilige Vater entscheidet, was ihm im heiligen Geiste gefällt".

Die englischen Bischöfe machten geltend, daß die Verwerfung der päpstlichen Unfehlbarkeit durch den katholischen Episkopat eine wesentliche Bedingung für die Emancipation der Katholiken in England gewesen sei, und daß sie jetzt nicht die vor 40 Jahren der englischen Regierung gegebene beruhigende Zusicherung, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht zum katholischen Glauben gehöre, widerrufen könnten, ohne in den Augen ihrer Landsleute ehrlos zu werden.

Andere Bischöfe bewiesen, daß die Stelle vom Gebet des Herrn für den Glauben des Petrus, nie von einem der tonangebenden Kirchenväter auf seine und seiner Nachfolger Unfehlbarkeit gedeutet worden sei. Ferner werde auch das Dogma dem unvorbereiteten Volke in manchen Sprengeln so neu erscheinen, daß Irrewerden an der Kirche, Abfall und Zwiespalt daraus zu besorgen sei. Fortan würde, statt des apostolischen Glaubens, das katholische Bekenntniß lauten: Ich glaube an den Papst.

Bedürfe die Welt der Auctorität, so werde man diese doch am wenigsten dadurch erlangen, daß auf erlogene Zeugnisse hin, ein Mensch mit seinen Schwachheiten und seinen Leidenschaften, als unfehlbare Auctorität hingestellt werde; und wie wolle man zu einer Zeit, in welcher die ganze gebildete Welt das Bedürfniß fühlt, die Gewalt durch das Gesetz zu regeln, eine durch ihre Unfehlbarkeit schrankenlose geistige Gewalt aufrichten! Wolle man auch die Unfehlbarkeit durch die Zusätze „ex cathedra" und „orbi" einschränken, so daß also die wirklich geübte Unfehlbarkeit der Päpste erst im 2. Jahrtausend ihres Bestehens anhebt, so bliebe immer noch genug und zu viel übrig, was darnach Katholiken zu glauben und zu üben hätten; z. B. das Recht des Papstes, Fürsten zu ent-

setzen, Länder häretischer Fürsten an Andere zu verschenken, die sie erobern wollen und können (wie es z. B. mit England, der Mark Brandenburg und anderen Ländern schon geschehen ist), Völker vom Eide der Treue zu entbinden (auch schon vielfach ausgeübt, und von Pius IX. z. B. in Bezug auf Oesterreich, wenn auch ohne Wirkung), kirchenwidrige Gesetze aufzuheben, durch die Inquisition die Häretiker zum Eintritt in die Kirche zu zwingen, und vom Austritt abzuhalten, und dergleichen mehr.

In der Jurisdiction müsse freilich ein höchster Richter bestehen, aber der brauche in kirchlichen Dingen ebenso wenig unfehlbar zu sein, als er dafür gilt im bürgerlichen Rechte, und doch je nach den bestehenden Gesetzen über Leben und Tod entscheidet. So sei auch der Papst innerhalb der römischen Kirche als der höchste Richter anerkannt, obwohl die Appellation an ein künftiges Concil oder an den göttlichen Richter dadurch nicht gehindert sei.

Der Papst möge das ihm zukommende Recht üben, aber mit gutem christlichen Verstand und nach kundiger Männer Rath, nach den bestehenden Canones und Dogmen, mit denen die Kirche bisher ausgekommen sei. Bedürfe es aber einmal der neuen Feststellung eines Dogma, oder sei die Kirche sonst in Gefahr und Verwickelung, dann sei es Recht und Pflicht des Papstes, ein ökumenisches Concil zu berufen. Wenn aber dieses Concil jetzt den Papst als persönlich unfehlbar anerkenne, dann habe es zum letztenmal die eigne Unfehlbarkeit geübt, oder zu üben sich angestellt, denn es habe fortan nur der unfehlbaren Stimme des Papstes beizustimmen, was mit dem wunderlichen Namen passive Unfehlbarkeit genannt, in der That aber gar keine sei, sondern ein bloßes Jasagenmüssen; und so werde eine moralische Macht, welche in schweren Zeiten zur Wiederaufrichtung der Kirche aufgerufen werden könne, und in den Tagen von Trient nicht vergeblich aufgerufen worden sei, gänzlich zunichte gemacht werden.

Am 2. Juni wurde diesen Reden, obwohl noch 49 Bischöfe zu sprechen hatten, plötzlich dadurch ein Ende gemacht, daß der Schluß der Generaldebatte beantragt und sofort angenommen wurde. Die Majorität war so schon erstaunt, daß der Papst die Angriffe auf seine Autorität so lange geduldet hatte. Sie war der Meinung gewesen, das Concil hätte von Anfang bis zu Ende ablaufen müssen wie eine wohl eingeölte Maschine, und war empört über die nicht endenwollenden Störungen durch die Opposition.

Einige riethen, man solle den Bischöfen der Minderheit bei der Abreise mit dem Fahrbillet gleich die Excommunication mit in die Hände drücken und sie so unschädlich machen.

Auch sonst war die Majorität nicht müssig. Es wurde eine großartige Agitation für die Proklamirung des neuen Dogmas in Scene gesetzt. Gebete, Processionen, Adressen mußten den Kundgebungen der jesuitischen Presse und der persönlichen Willensmeinung des Papstes zu Hülfe kommen. Die Minorität hingegen trat immer mehr zurück.

Alle Unterstützung von Außen wies sie ängstlich und mißtrauisch ab, und als Döllinger seine Uebereinstimmung mit der Mehrheit der deutschen Bischöfe bezeugte, desavouirten sie ihn. Besonders Ketteler gab seiner Wuth gegen ihn verschiedene Male Ausdruck. Daß der Papst vollends auf den Münchner Kirchenhistoriker nicht gut zu sprechen war, versteht sich von selbst. Als man ihm denselben als einen hochbejahrten altersschwachen Mann darstellen wollte, der nicht mehr viel Schaden anrichten könne, sagte er: „So! ein schöner alter unschuldiger Mann, der uns so angreift und von allen Seiten Adressen bekommt". Der Münchner Kapuzinerpater Hötzel, welcher für Döllinger eine Vertheidigungsschrift geschrieben, mußte auch nach Rom kommen und daselbst widerrufen.

Die Entschlosseneren unter der Minorität forderten, nachdem durch das Abbrechen der Debatte am 2. Juni die neue Geschäftsordnung in so schroffer Weise gehandhabt worden war, wieder vergeblich gänzliches Fernhalten von allen weiteren Berathungen, um dadurch darzuthun, daß das Concil nicht frei sei, aber es kam auch diesmal nur ein mattherziger Protest zu Stande, der den Weg seiner Vorläufer ging.

Am 5. Juni begann die Specialdebatte; zuerst über den Eingang; dann über die beiden ersten Kapitel vom Primat. Nach achttägiger Berathung war man bis zum dritten und vierten Kapitel gekommen, von denen jenes die unmittelbare und direkte Abhängigkeit aller Christen vom Papste behauptete, dieses die persönliche Unfehlbarkeit aussprach.

Nach dem dritten Kapitel sollten die Bischöfe aufhören, nach göttlichem Recht ihre Diöcesen zu regieren, und von nun an mit der bescheidenen Stellung von päpstlichen Commissaren fürliebnehmen, die nur so viel Macht besäßen, als der Papst ihnen übertrüge, und nur da zu ordnen und zu gebieten hätten, wo der Papst nicht direkt einzugreifen für gut befand.

Die Hauptredner der Opposition ergriffen zum dritten und vierten Kapitel das Wort und sprachen kräftig für die Rechte der Bischöfe und gegen die Alleinherrschaft des Papstes. Bischof Martin von Paderborn aber ließ sich mit besonderer Heftigkeit **für** den Papst vernehmen; indeß von ihm erwartete man nichts Anderes. Großes Aufsehen aber machte es, daß einer der italienischen Cardinäle **gegen** die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes in die Schranken trat. Es war Cardinal **Guidi**, ein gelehrter Benediktiner, der den Muth hatte, dem Papst offen entgegenzutreten. Die Strafe blieb freilich auch nicht lange aus. Sogleich am Nachmittag nach seiner Rede wurde er vor den Papst gerufen, und von diesem mit folgenden Worten begrüßt: Sie sind mein Feind, Sie sind der Koryphäe der Gegner, undankbar gegen meine Person, Sie haben häretische Lehre vorgetragen. **Guidi**: Meine Rede ist in den Händen der Präsidenten. Möge Ew. Heiligkeit sie lesen, und das, was ketzerisch sein soll, darin entdecken. Ich habe sie sogleich dem Untersekretair übergeben, damit man nicht sagen könne, daß irgend Etwas in dieselbe eingeschaltet worden sei. **Der Papst**: Sie haben der Mehrheit des Concils großes Aergerniß gegeben; alle fünf Präsidenten sind entgegen und unzufrieden. **Guidi**: Es könnte mir vielleicht ein materieller Irrthum entschlüpft sein, aber gewiß nicht ein formaler. Ich habe nichts Anderes gethan, als die Lehre der Tradition und des heil. Thomas erklärt. **Der Papst**: „La tradizione son io!"*) Ich werde Sie das Glaubensbekenntniß noch einmal ablegen lassen. **Guidi**: Ich bin und bleibe der Autorität des heiligen Stuhls untergeben, aber ich wähnte, eine bis jetzt noch nicht zum Glaubensartikel gewordene Frage zu behandeln. Wenn Ew. Heiligkeit sie in einer Constitution als Glaubenslehre entscheidet, so werde ich gewiß nicht wagen, ihr zu widersprechen. **Der Papst**: Man kann den Werth Ihrer Rede schon nach denen bemessen, welchen sie gefallen hat. Wer ist herbeigeeilt, um Ihnen seine Freude zu bezeugen? Jener mir persönlich feindselig gesinnte Bischof **Stroßmayer** hat Sie umarmt. Mit ihm stehen Sie im Verkehr. **Guidi**: Ich habe früher nie mit ihm gesprochen. **Der Papst**: Es ist klar, Sie haben geredet, um der Welt, den Liberalen, der Revolution und der Regierung von Florenz zu gefallen. **Guidi**: Heiliger Vater, haben Sie die

---

*) Die Tradition bin ich!

Güte, sich meine Rede geben zu lassen. — Aber woher weiß man es, daß das Gespräch so geführt wurde? — Wahrscheinlich vom Papste selbst, der es den ihm gerade entgegenkommenden Personen brühwarm mitzutheilen pflegte, wenn er Jemandem die Leviten gelesen hatte. Auch kann Guidi Mittheilungen gemacht haben.

Mit dieser ungnädigen Audienz kam aber Guidi nicht etwa weg. Er bekam Hausarrest, wurde in seinem Benedictinerkloster als Gefangener bewacht, und so lange mit Drohungen und Ueberredungen bearbeitet, bis er sich endlich unterwarf und seinen Vortrag in der Aula widerrief.

Inzwischen war Woche auf Woche vergangen und immer neue Redner meldeten sich zum Wort. Gegen 120 wollten noch sprechen, und doch kamen in einer Sitzung gewöhnlich nur 4—5 an die Reihe. Es kam jetzt die Zeit heran, in der Rom von allen nicht Acclimatisirten auf drei Monat geflohen wird. Die tropische Hitze schien die Fortsetzung des Concils zu einer physischen Unmöglichkeit zu machen, und die Väter vergossen buchstäblich Ströme von Schweiß bei ihrer mühseligen Arbeit. Rom glich einem Lazareth. Fast ein Dritttheil der Bischöfe lag krank, etliche zwanzig waren seit dem Beginn des Concils gestorben. Viele waren schon abgereist, um ihr Leben zu retten, und den Bischöfen der Minderheit, die früher kaum nach Neapel fahren durften, wurde jetzt bereitwilligst der Urlaub zur Abreise ertheilt; und sie, aus nördlicheren Ländern kommend, waren es allein, die abzureisen begehrten, während die Reihen der Majorität kaum gelichtet wurden, denn den süditalienischen, spanischen, südamerikanischen, orientalischen und Missions-Bischöfen fing es bei 30 Grad im Schatten erst an gemüthlich zu werden. Das Hinziehen der Entscheidung bis in den Juli war also für den Papst höchst günstig, und es entsteht natürlich die Vermuthung, daß, da die Unfehlbarkeit einmal nicht sogleich am Anfang zu Stande kam, die Hauptabstimmung mit Absicht in die heiße und ungesunde Jahreszeit verlegt worden sei, und eine Stütze erhält diese Annahme allerdings durch die Art, auf welche der Papst die Bitte um Vertagung des Concils, aus Rücksicht auf die Gesundheitszustände der Väter, beantwortete. Diese seine Antwort war zwar in Rom in Aller Mund, aber sie war von der Art, daß Lord Acton schreibt: Ich würde es für Sünde halten, sie öffentlich mitzutheilen.

Kurz, die Väter mußten weiter schwitzen und sich der Fieber-

luft aussetzen, und hatten nur den einen Trost, den ihnen Veuillot gab, indem er ihnen in seinem Univers zurief: „Laßt Euch nur braten, da doch einmal nur in dieser Feuersgluth der kostbare Wein der Unfehlbarkeit gezeitigt werden kann!“ — Außerdem hatten sie auch ein schönes Vorbild am Concil zu Basel, welches selbst inmitten der Pest auszuhalten beschlossen hatte.

Am 1. Juli entschloß sich endlich die Minderheit, auf weitere Debatten zu verzichten, und nur durch Abgeben ihrer Stimmen gegen die Unfehlbarkeits-Erklärung zu protestiren.

Ein Theil der Cardinäle hatte sich um eine vermittelnde, weniger schroffe Formel bemüht, welche die Unfehlbarkeit mehr verhüllt aussprechen und den Widerstand der Opposition überwinden sollte; und Mermillod, Apostolischer Vicar von Genf und Bischof von Hebron i. p. i., der zu den Urpäpstlichen gehörte, schlug vor: „Der Papst, so oft er sich über die Lehre äußert, spricht als Mund und Organ der Kirche“; Spalding, Erzbischof von Baltimore: „Wir verwerfen den Hohn derer, welche sagen, den Lehrbestimmungen des Papstes sei wohl äußerer Gehorsam, nicht aber Zustimmung des Herzens zu leisten“; und Andere anders.

Aber die Glaubensdeputation erklärte solche Abschwächungen für unannehmbar. Auch Vermittelungsvorschläge aus der Minorität führten zu nichts.

Am 5. Juli sollte nun über den in revidirter Gestalt vertheilten dritten Artikel abgestimmt werden. Da plötzlich wurde die gedruckt vertheilte Formel, bei der mündlichen Lesung, durch eine erweiterte und verschärfte Fassung ersetzt, welche so lautet: „So Einer sagt, der römische Papst habe lediglich ein Amt der Aufsicht oder Leitung, nicht aber volle und oberste Jurisdictionsgewalt über die gesammte Kirche, sowohl in Dingen, welche Glauben und Sitten, als auch in solchen, welche Disciplin und Regiment der über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kirche betreffen, oder, er habe nur den Haupttheil, nicht aber die ganze Fülle dieser obersten Gewalt; oder diese Gewalt sei keine ordentliche und unmittelbare, sowohl über alle und über jede einzelne Kirche, als auch über alle und über jeden einzelnen Hirten und Gläubigen — der sei mit dem Bannfluch belegt.“

Sogleich erhob sich der Erzbischof von Paris und protestirte gegen dieses schmähliche Ueberrumpelungs- und Taschenspieler-Manöver. — Die Legaten entschuldigten zwar darauf den Streich

als ein bloßes Versehen, die Sitzung mußte aber ohne Abstimmung und unter großer Aufregung geschlossen werden.

Die Minorität war nun wieder einmal rathlos. Die Franzosen schlugen vor, den Bruch der Geschäftsordnung, und den, durch den eingeschmuggelten Zusatz beabsichtigten Umsturz der bisherigen Kirchenverfassung, einfach zu constatiren, die Vertagung des Concils bis zum October zu fordern, und dann sofort, unter Zurücklassung einer Zusammenfassung aller bisherigen Proteste, abzureisen. Aber dieser entschiedene Antrag fiel durch, und es kam wieder nichts als eine einfache schriftliche Verwahrung zu Stande.

Am 11. Juli fand, nach kurzer Debatte, die vorläufige Abstimmung über den dritten Artikel durch Aufstehen und Sitzenbleiben statt. Die Minorität betrug nach einer Schätzung 50—60, nach einer andern 90—100; aber eine Zählung der Stimmen wurde nicht beliebt. Cardinal Guidi stimmte mit der Majorität; offenbar wollte er sich nicht auf's Neue solchen Maßregelungen aussetzen.

Gleich darauf wurde der Artikel von der Unfehlbarkeit ebenfalls in verschärfter Gestalt (mit dem Anathem gegen die Widersprechenden) vorgelegt.

Am 13. Juli sollte über das ganze Schema von der Kirche einschließlich des dritten Artikels vom päpstlichen Universalepiskopat, in der neuen Fassung, und des Artikels von der persönlichen Unfehlbarkeit abgestimmt werden.

Der Papst erwartete höchstens 10 verneinende Stimmen. Am Vorabende der Entscheidung schlugen Ketteler, Erzbischof Melchers von Köln und Landriot von Rheims in der Versammlung der Oppositionsbischöfe vor, man solle sich mit einer scharfen Erklärung begnügen und dann ein bedingtes Ja votiren. Die Cardinäle Schwarzenberg, Rauscher und Matthieu, Simor, der Primas von Ungarn, der Erzbischof von Mailand und Andere widersetzten sich aber diesem Vorschlage, der alle bisherigen Anstrengungen zu nichte zu machen drohte, so kräftig, daß er zuletzt einhellig verworfen wurde.

So kam der 13. Juli heran. Von den 601 in Rom noch anwesenden Vätern (160 waren schon abgereist oder gestorben), erschienen nur 520 in der Sitzung, und zwar blieben die meisten von den 80 Fehlenden weg aus Unzufriedenheit mit dem Schema, und um den unangenehmen Folgen eines Nein zu entgehen. Auch Antonelli und Hohenlohe, nebst 5 andern Cardinälen befanden sich unter den Nichterschienenen.

Von den 520 stimmten nur 371 mit einfachem Ja, 61 mit bedingtem Ja, darunter die Cardinäle Silvestri und Trevisanato, ferner Melchers und Landriot; die 88 Uebrigen, der Kern der Opposition, mit Nein. Aufsehen erregte die Haltung der, von der Propaganda unter so strenger Zucht und Aufsicht gehaltenen Orientalen. Die wirklichen Bischöfe unter ihnen, d. h. die, welche einer Diöcese vorstanden und nicht bloß Titularbischöfe waren, stimmten entweder mit Nein, oder bedingungsweisem Ja, oder blieben weg. Folglich war alle, römischerseits auf sie gewandte Mühe umsonst gewesen.

Von denen, welche mit Nein, d. h. also gegen die Unfehlbarkeit stimmten, will ich nur die deutschen Prälaten nennen, von denen Verschiedene nach ihrer Zurückkunft in ihre Diöcesen diejenigen excommunicirt haben, welche die Unfehlbarkeit nicht anerkennen wollten, so daß sie also bei dieser ihrer Ausübung der bischöflichen Gewalt gegen Ueberzeugung und Gewissen gehandelt haben müssen, denn von einer Aenderung ihrer Ansicht haben sie nie Etwas verlauten lassen, sondern nur gesagt, wenn Rom gesprochen hat, d. h. wenn die Sache entschieden ist, so müssen wir uns fügen.

Es waren also folgende 13: Schwarzenberg von Prag, Rauscher von Wien, — diese Deutsch-Oesterreicher zähle ich hier mit auf — Deinlein von Bamberg, Dinkel von Augsburg, Scherr von München, Ketteler von Mainz, Förster von Breslau, Forwerk von Sachsen, Eberhard von Trier, Beckmann von Osnabrück, Crementz von Ermeland, Namszanowski, Militärbischof von Preußen, Hefele von Rottenburg.

Das Ergebniß des 13. Juli war für Pius und die Päpstlichen keineswegs erwünscht. Gegen 100 Widerspenstige hatten sie nicht erwartet. Dennoch blieb der Papst fest und wollte, wie er sagte, unfehlbar sensa condizione (bedingunglos) werden; auch hoffte er für die noch bevorstehende öffentliche Abstimmung auf eine, durch den heiligen Geist gewirkte wunderbare Umstimmung der Gemüther.

Am 14. reisten schon verschiedene Bischöfe ab, darunter auch Förster von Breslau.

Am 15. Abends begab sich noch eine Deputation von Bischöfen der Minderheit zum Papste. Es waren Simor Primas von Ungarn, Ginoulhiac Erzbischof von Lyon, Darboy Erzbischof von

Paris, Scherr Erzbischof von München, Rivet Bischof von Dijon, und Ketteler Bischof von Mainz. Nach einstündigem Warten wurden sie um 9 Uhr Abends vorgelassen. Was sie zu erbitten suchten, war in der That viel weniger, als die Opposition bisher erstrebt hatte. Sie begehrten nur Zurücknahme des Zusatzes zum dritten Kapitel, worin dem Papste der ausschließliche Besitz aller kirchlichen Gewaltfülle zugesprochen wurde, und eine Einschaltung im vierten Kapitel, wonach nur die Entscheidungen des Papstes unfehlbar seien, die er „gestützt auf das Zeugniß der Kirche" (innixus testimonio ecclesiarum) fälle. Pius gab darauf eine Antwort, die man nicht für möglich halten würde, wenn sie nicht von einer ganzen Deputation bezeugt wäre. Er sagte nämlich wörtlich: „Je ferai mon possible, mes chers fils, mais je n'ai pas encore lu le Schéma; je ne sais pas, ce qu'il contient." (Ich werde mein Möglichstes thun, meine theuren Söhne, aber ich habe das Schema noch nicht gelesen, ich weiß nicht, was es enthält.) Also, kurz, ehe er öffentlich für unfehlbar erklärt werden sollte, nach der wichtigen Abstimmung des 13. Juli, die ja nur eine Art Probe der öffentlichen am 18. Juli war, und nach wochenlangen Verhandlungen über die Unfehlbarkeits-Formel, hatte es Pius noch nicht der Mühe werth geachtet, die Sätze durchzulesen, durch welche ihm so Unerhörtes zugesprochen wurde. Es kam ihm offenbar nur darauf an, daß die Erklärung erfolge. Alles Uebrige aber überließ er seinen treuen Dienern.

Zugleich ersuchte er den Wortführer Darboy, das Anliegen der Minderheit schriftlich vorzulegen. Das sagte dieser zu, fügte aber nicht ohne Ironie bei: er werde so frei sein, Sr. Heiligkeit auch das Schema zu übersenden, welches die Glaubensdeputation nebst den Legaten in sträflichem Leichtsinn, sogar noch bis zwei Tage vor der Proklamation des Dogma dem Papste vorenthalten habe — ein Benehmen, wodurch sie ihn in die Gefahr gebracht hätten, ein ihm unbekanntes Decret proklamiren zu müssen. — Zuletzt sagte Pius noch: Es sei ja notorisch, daß die ganze Kirche zu allen Zeiten die unbedingte Unfehlbarkeit des Papstes gelehrt habe. — Da trat der Bischof von Ketteler vor, warf sich vor ihm auf die Kniee und flehte minutenlang, der Vater der katholischen Welt möge der Kirche durch etwas Nachgiebigkeit den Frieden und die verlorne Einigkeit wiedergeben. Es soll doch ein beweglicher Anblick gewesen sein, diesen deutschen Prälaten, mit dem aristokratischen

Bewußtsein des westphälischen Edelmanns und mit dem hierarchischen Gefühl des Bischofs von Mainz, des Nachfolgers der alten Reichserzkanzler, begeistert von der idealen Hoheit des Papstthums und geängstet über die Gefährdung desselben durch den gegenwärtigen Papst, sich vor demselben mit flehenden Worten auf dem Boden winden zu sehen.

Auch Pius war ergriffen und entließ die Deputation mit hoffnungsreicher Erwartung. Aber noch vor dem Schlafengehen, nach andrer Nachricht am folgenden Tag, haben Manning Erzbischof von Westminster, und Senestrey Bischof von Regensburg, ihn umgestimmt. Sie versicherten ihm, daß Alles reif und fertig und die große Mehrheit für die absoluteste, schroffste Form der Unfehlbarkeitstheorie schwärmerisch eingenommen sei, und schreckten ihn mit der Hinweisung auf Honorius. Wenn er jetzt nachgebe und schwanke, sagten sie, werde er in der Geschichte als der zweite Honorius mit Unehren bezeichnet werden. Dies genügte, um jeden Gedanken an eine Milderung, wenn ein solcher je erwacht war, zu ersticken.

Am 16. wurde eine Sitzung gehalten, um die Vorschläge derer zu prüfen, welche bedingungsweise Ja gesagt hatten. Gasser, Bischof von Brixen, langweilte darin die Väter wieder mit einer nicht endenwollenden Rede, — er sprach auch sonst manchmal stundenlang zur Verherrlichung des Papstes — worin er unter Anderem sagte, die Concilien seien bisher nur nothwendig gewesen für Leute von verdorbenem Glauben, die dem Papste allein nicht glauben wollten, während jeder gute Christ stets ohne Weiteres dem Papste glaube. — Außerdem beklagten sich in dieser Sitzung die Legaten über zwei jüngst erschienene, französische Schriften: „Ce qui se passe au Concile“, und „La dernière heure du Concile“, die eine von einem französischen Concilsmitglied verfaßt, in denen das ganze jesuitische Getriebe, des Papstes Eingreifen, und die mangelnde Freiheit der Bischöfe, mit schneidender Schärfe besprochen werden.

Am 17. Juli übergab fast die ganze Minorität nebst den Orientalen dem Papste eine Adresse, in welcher sie sagten, sie seien noch derselben Meinung wie am 13., wo sie ihre Stimme gegen das Schema von der Kirche und Unfehlbarkeit abgegeben hätten, und sie wollten mit diesem Schreiben ihre Abstimmung nur bekräftigen. Dennoch wollten sie sich von der öffentlichen Sitzung fernhalten, denn kindliche Ehrfurcht und Pietät erlaube ihnen nicht, in dieser

Sache im Angesicht des heiligen Vaters non placet zu sagen, und sie zögen es daher vor, zu ihren Heerden zurückzukehren, schmerzlich bewegt, daß sie den Frieden und die Ruhe der Gewissen unter den Gläubigen beunruhigt finden würden.

Noch an demselben Tag verließen die Bischöfe der Opposition Rom, mit dem gegenseitigen Versprechen, daß in der Frage, was den Mehrheitsbeschlüssen gegenüber zu thun sei, keiner vereinzelt und für sich vorgehen wolle, sondern Alle darüber in Correspondenz bleiben und nach gemeinsamer Berathung handeln. Auch stärkten sie sich mit Verheißungen, bis an's Ende auszuharren, und der Welt ein Beispiel des Muthes und der Ausdauer zu geben, dessen sie so sehr bedürfe. Doch ließen sich auch Stimmen hören, daß man nach der päpstlichen Confirmation mit gebundenen Augen dem Papst und dem Concil zu folgen habe; und nachträglich haben sich, wie es scheint, fast Alle dieser Meinung angeschlossen.

Was sollen wir nun zu dieser Flucht der Oppositions-Bischöfe sagen, wodurch es möglich wurde, daß am 18. Juli das Unfehlbarkeitsdecret beinahe einstimmig angenommen werden konnte? Sollen wir sie verurtheilen, oder können wir nicht ihr Thun wenigstens einigermaßen entschuldigen?

Wir müssen allerdings bedenken, daß die gewissenhaftesten und entschlossensten Gegner des Unfehlbarkeits-Dogmas zu diesem Schritte riethen, und dürfen mit Lord Acton, zu ihrer Entschuldigung, wohl annehmen, daß sie überzeugt waren, es stehe eine unbesiegbare Reaktion bevor gegen die römischen Excesse und Uebergriffe, und es würden die Beschlüsse des Vatikanischen Concils doch über kurz oder lang ausgelöscht und aufgelöst werden, durch eine sich selbst ergebende Entwickelung, die für die katholische Kirche minder gefahrvoll sei, als eine Kirchentrennung, die sie jetzt durch schroffes Auftreten veranlassen könnten. Sie waren so sehr von der Ungültigkeit dessen überzeugt, was das Concil gewollt und vollbracht hatte, daß sie als gewiß annahmen, die gewonnenen Resultate müßten ohne jegliche Anwendung von Gewalt wieder in sich selbst zerfallen; und daher kam also ihr Entschluß, dem Papste und sich selbst das Unwürdige und das Aergerniß eines offenen Bruches zu ersparen. Außerdem glaubten sie auch, durch ihre Abreise und ihr Vermeiden eines offenen Conflikts, insofern den Weg zur Rettung der Kirche sicher zu bezeichnen, als sie durch ihr Beispiel und Verhalten die Katholiken lehrten und anleiteten, einem Concil, welches in seiner

Zusammensetzung nicht ordnungsgemäß, in seinen Verhandlungen nicht frei und in seiner Lehre nicht einmüthig gewesen, die Anerkennung zu versagen, immerhin jedoch Mäßigung zu beobachten in der Bestreitung einer Autorität, über welche ohnehin große Katastrophen im Heranzuge begriffen seien. — Nur so schien es ihnen möglich, einstweilen den Frieden und die Eintracht der Kirche zu retten, ohne das Opfer des Glaubens und der Vernunft.

Ich würde nicht versucht haben, die Oppositions-Bischöfe auf diese Weise zu entschuldigen und ihren Schritt zu erklären, wenn es nur meine Vermuthung wäre, daß sie diese Motive hatten und solche Ueberlegungen anstellten; da aber der mit verschiedenen Bischöfen der Minderheit intime Lord Acton sagt, daß das wirklich ihre Gedanken und Beweggründe gewesen seien, so dürfen wir diese seine Mittheilung als eine wohlbegründete annehmen, und kommen also zu dem überraschenden Resultat, daß wenigstens ein Theil der Oppositions-Bischöfe so dachte: Wir wollen jetzt den Frieden der Kirche nicht stören und keine Kirchentrennung verursachen, weil doch über kurz oder lang, ohne unsern Willen und Zuthun die katholische Kirche zusammenbrechen wird.

Nun, das wäre also eine Erklärung, wenn auch eine sonderbare und überraschende, für den Rückzug der Minderheit vor der entscheidenden Schlacht, vor dem 18. Juli. Aber freilich können wir es uns deßhalb noch nicht denken, wie sich die Bischöfe der Minorität mit ihrer Ueberzeugung und und ihrem Gewissen auseinandersetzten; wie sie es über sich bringen konnten, eine erkannte Lüge, ein falsches, unvernünftiges und schädliches Dogma einstweilen hinzunehmen, oder gar zu glauben zu scheinen und Andere wegen seiner Nichtanerkennung zu verfolgen; wie sie es nicht für ihre Aufgabe halten konnten, die Unwahrheit zu bekämpfen, dadurch die katholische Kirche zu reinigen und fester zu gründen und vielleicht die Katastrophen abzuwenden, deren Hereinbruch sie so nahe glaubten; und wenn dies nicht möglich war, so verstehen wir nicht, wie sie sich nicht gedrungen fühlen mußten, aus einer so mit der Unwahrheit verwachsenen Kirche auszutreten und sich zu einer, nicht römischen und nicht päpstlichen, aber ächt christlichen Kirche zusammenzuschließen. — So gering die altkatholische Bewegung jetzt erscheint, so großartig und folgenreich wäre sie geworden, wenn sich die zur Minderheit gehörenden Prälaten Oesterreichs, Deutschlands, Frank-

reichs, Englands und N.-Amerikas von Rom getrennt und das große Gewicht ihres Ansehens und Einflusses in die Wagschale geworfen und mit Döllinger erklärt hätten:

„Als Christen, als Theologen, als Geschichtskundige und als Bürger können wir diese Lehre nie und nimmer annehmen. Nicht als Christen: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel. Sie will gerade die Herrschaft dieser Welt aufrichten, welche Christus ablehnte; sie will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus Allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologen: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskundige: denn als solche wissen wir, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Bau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich müssen wir die Lehre von einem unfehlbaren, Alles beherrschenden Papst von uns weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die Ausnahmstellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien."

Die altkatholische Bewegung würde auch dann schon eine ganz andere Bedeutung erlangt haben, wenn wenigstens ein überzeugungstreuer Bischof, im Geiste Luthers und auf die heilige Schrift sich gründend, lieber Alles geopfert hätte, als Glauben und Gewissen, und den gering scheinenden, aber festen Grund zu einem großen Bau gelegt hätte. Wahrlich, Großes haben diese Bischöfe, haben besonders die deutschen Bischöfe versäumt und Vieles zu verantworten, da sie, aus den angeführten schwachen Beweggründen und wohl auch um ihre äußerlich glänzende, ja zum Theil fürstliche Stellung besorgt, einen im Grunde doch unlautern Weg einschlugen und statt die deutsche katholische Kirche vom römischen Einfluß zu befreien und sich vom Papstthum gesondert zu constituiren, nach ihrer Zurückkunft diejenigen verfolgten, mit denen sie vor ihrer Reise nach Rom und bis zum 17. Juli übereinstimmten, da sie sich gegenseitig das Versprechen gaben, bis an's Ende auszuharren.

Dieses Ende war von Manchen sogar schon nach wenigen Tagen erreicht, z. B. von Scherr, dem Erzbischof von München-Freising. Dieser war am 19. Juli in München angekommen und ließ am 21. die theologische Fakultät auffordern, sich ihm vorzustellen. Döllinger war der Führer und Sprecher derselben. Der Erzbischof sagte unter Anderem: „Rom hat gesprochen und die Folgen davon kennen die Herren selbst. Wir können nichts Anderes thun, als uns darein ergeben.“ Schon diese Worte machten einen übeln Eindruck und die darauf folgende Versicherung, daß manches Gute erreicht und manches Schlimme verhütet worden sei, fand wenig Glauben. Als dann der Erzbischof im Verlauf der Unterredung äußerte: „Wollen wir also auf's Neue für die heilige Kirche zu arbeiten anfangen“, fuhr Döllinger heraus: „Ja, für die alte Kirche!“ worauf der Erzbischof erwiderte: „Es giebt nur Eine Kirche, keine neue und keine alte“; und Döllinger entgegnete: „Man hat eine neue gemacht“. Diesem hatte der Erzbischof nur die matte Erklärung entgegenzusetzen, daß es in der Kirche und der Lehre immer Veränderungen gegeben habe und daß schon öfter Dogmen einer Erklärung bedurft hätten.

Doch ich habe durch diesen Bericht schon dem wichtigen 18. Juli vorgegriffen, dessen Beschreibung ich nun noch nachhole. Zur Promulgationssitzung vom 18. waren aus Süd- und Mittel-Italien alle Bischöfe, die noch aufgetrieben werden konnten, oder die früher wegen Kränklichkeit oder Altersschwäche Urlaub erhalten hatten, mit gemessenen Befehlen herbeigezogen worden, so daß am Entscheidungstag ein stattliches Contingent von Solchen beisammen war, die, im durchbohrenden Gefühl ihrer Fehlbarkeit, ihr Placet (Ja) sprachen zu dem Decrete, welches den einen Auserlesenen unfehlbar machen und über die gewöhnlichen Sterblichen erheben sollte. — Von den Cardinälen hielt sich nur Hohenlohe fern. 533 mal ertönte das Placet von Mund zu Munde und nur zwei, früher in der Opposition wenig bemerkte Bischöfe, der Italiener Riccio von Cajazzo und der Nord-Amerikaner Fitz-Gerald von Little-Rock, riefen ihr Non placet dazwischen. So weit ging Alles nach Wunsch, aber störend war es, daß sich während der Feierlichkeit ein Unwetter über Rom entlud, so daß der Plan in Bezug auf den Sonnenstrahl gänzlich scheiterte. Die Aula hatte ja, wie schon erwähnt, den Vorzug, daß an einem lichten, unumwölkten Tage die Sonnenstrahlen zu bestimmter Stunde gerade auf den Platz fielen, wo sich

der päpstliche Thron befand, so daß Pius, mit Hülfe gehöriger Vorkehrungen bezüglich der Zeit, hoffen konnte, in dem Moment, wo er der Welt seine Unfehlbarkeit verkündete, vom Lichtglanz umflossen dazustehen. Statt dessen nun tobte grade um diese Zeit ein Gewitter über Rom und machte den Versammlungssaal so finster, daß der Papst seine Unfehlbarkeit nicht vom Blatt lesen konnte und ihm daher eine Kerze hingestellt werden mußte.

Schon durch dieses ominöse Mißlingen allein, sollte man denken, hätte ihm seine ganze Unfehlbarkeit können bedenklich werden, und er erinnert werden können an den Gott Himmels und der Erde, der sich seine Ehre nicht nehmen läßt, und vor dem er, vor wie nach dem Ablesen jenes Satzes, ein ohnmächtiger Staubgeborner war. Aber die ihm günstigen Bischöfe wenigstens sahen die Sache nicht so an. Sie meinten, Pius werde nun vom Himmel selbst als der neue Moses beglaubigt, der, wie einst der alte, nun gleichfalls unter Blitz und Donner das Gesetz verkünde.

Auch die am Abende beabsichtigte Illumination wurde durch den endlos niederströmenden Regen zu nichte gemacht und dieser war wohl auch daran schuld, daß die Peterskirche so leer während der Feierlichkeit aussah, denn es waren hauptsächlich nur Mönche, Nonnen und Zuaven zu sehen, welche nur ein schwaches Bravorufen und Händeklatschen zu Stande brachten, während die Nonnen mit verzückter Stimme „Papa mio" riefen. — Die meisten Gesandten hielten sich, gemäß den Weisungen ihrer Regierungen, fern.

Der Wortlaut nun der bei Kerzenlicht vorgelesenen, wichtigsten zwei Sätze des dritten und vierten Kapitels der Constitution Pastor aeternus ist folgender:

1) „So Jemand sagt, der römische Papst habe lediglich ein Amt der Aufsicht oder Leitung, nicht aber volle und oberste Jurisdictionsgewalt über die gesammte Kirche, sowohl in Dingen, welche Glauben und Sitten, als auch in solchen, welche Disciplin und Regiment der über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kirche betreffen; oder, er habe nur den Hauptteil, nicht aber die ganze Fülle dieser obersten Gewalt; oder, diese Gewalt sei keine ordentliche und unmittelbare, sowohl über alle und jede einzelne Kirche, als auch über alle und jeden einzelnen Hirten und Gläubigen — der sei Anathema (mit dem Bannfluch belegt)!"

2) „Unter Zustimmung des heiligen Concils lehren wir und erklären es für einen göttlich geoffenbarten Glaubenssatz, daß der

römische Papst, wenn er ex cathedra spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes, als Hirt und Lehrer aller Christen, gemäß seiner höchsten apostolischen Vollkommenheit, eine anzuerkennende Lehre über Glauben und Sitten festsetzt, durch den ihm im h. Petrus verheißenen göttlichen Beistand, mit jener Unfehlbarkeit begabt ist, mit welcher der Erlöser seine Kirche, bei der Feststellung der Lehre über Glauben oder Sitten, ausgestattet wissen wollte, und daß daher derartige Aussprüche des römischen Papstes aus sich selbst, nicht aber wegen der Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind.

Wenn aber Jemand, was Gott verhüte, dieser Unsrer Bestimmung zu widersprechen wagen sollte, der sei Anathema!" — was man auf's Mildeste so erklären kann: der sei von allen Rechten und Segnungen der Kirche ausgeschlossen.

So war denn das kühnste Wort an heiliger Stätte gesprochen, welches je erklungen ist, seit der Mensch vom Baum der Erkenntniß gegessen, das Wort: „Ich, der Papst, bin unfehlbar, und alle Creatur, die dies vernimmt, muß es glauben, bei Verlust ihrer ewigen Seligkeit".

Aus seiner eigenen Beredsamkeit hat dann Pius noch hinzugefügt: „Die Autorität des Papstes ist groß, aber sie zerstört nicht, sondern erbaut. Sie unterdrückt nicht, sie unterstützt und vertheidigt sehr oft die Rechte Unserer Brüder, der Bischöfe. Wenn Einige nicht mit Uns gestimmt haben, so mögen sie wissen, daß sie in der Verwirrung gestimmt haben, und sie mögen sich erinnern, daß der Herr nicht in der Verwirrung ist.

Auch mögen sie sich erinnern, daß sie vor einigen Jahren des nämlichen Sinnes waren wie Wir. Wie also, haben sie zwei Gewissen und zwei Willen in der nämlichen Sache? Gott bewahre sie davor! Wir bitten also Gott, ihre Geister und Herzen zu erleuchten, damit sie an die Brust ihres Vaters zurückkehren, (d. h. an die des souveränen Papstes), des unwürdigen Vicars Jesu Christi, damit er sie umarme, und sie mit Uns gegen die Feinde der Kirche arbeiten. Möge Gott zulassen, daß sie mit Augustin sagen: Mein Gott, Du hast mir Dein bewundrungswürdiges Licht gegeben, und hier ist, was ich sehe. Ja, mögen sie Alle sehen! Möge Gott seine Segnungen über sie ausbreiten!"

So sprach Pius in Beziehung auf die Bischöfe der Minderheit, die am 13. Juli gegen seine absolute Gewalt und Unfehlbarkeit gestimmt hatten, und vor dem 18. abgereist waren.

Mit jenen 533 aber konnte er zufrieden sein, denn sie hatten mehr gethan, als er von ihnen erwarten konnte. An eine Schar Kämpfender wird wohl zuweilen das Wort gerichtet: „Ergebt euch, oder ihr seid des Todes!“ An die Bischöfe aber war gewissermaßen die Forderung ergangen: „Ergebt euch, und sterbt!“ Thut den Willen des Papstes, damit er dann als Universalbischof, mit absoluter Macht, über die Kirche herrsche und ihr als seine Substituten und Diakonen ihm gänzlich unterworfen seid und selbst nichts mehr geltet. Und sie waren dieser Forderung nachgekommen und hatten sich damit selbst das Urtheil gesprochen. Sie hatten ein Götzenbild im Vatikan aufrichten helfen, und konnten es nun mit der übrigen katholischen Welt im Staube anbeten. Sie hatten angeblich ein neues Organ der Unfehlbarkeit geschaffen, nachdem man früher in der katholischen Kirche angenommen, daß die ökumenischen Concilien dieses Organ seien. Aber eben indem sie eine reine Fiktion, die päpstliche Unfehlbarkeit, zum Dogma erhoben, bewiesen sie, daß die Concilien nicht unfehlbar sind. Wie der Honorius-Fall unter den Thatsachen der Kirchengeschichte unerbittlich Zeugniß ablegt gegen die Unfehlbarkeit der Päpste, so das Vatikanische Concil gegen die Unfehlbarkeit ökumenischer Concilien. Wird aber der Katholicismus ohne Unfehlbarkeit, d. h. ohne ein bestimmtes Organ derselben, auf die Dauer bestehen können, oder wird er zusammenbrechen müssen?

Letzteres möchte wohl das Wahrscheinlichere sein. Doch ehe ich mich zu den schon eingetretenen und für die Zukunft wahrscheinlichen Folgen des Concils wende, führe ich dieses selbst mit wenigen Worten zu Ende.

Die Nachricht von dem unfehlbar gewordenen Papst durchlief gleichzeitig mit der Kunde von Napoleons Kriegserklärung die ganze gebildete Welt und fand daher nicht die Beachtung, die ihr sonst sicher gewesen wäre, denn der nun ausbrechende Riesenkampf stellte alles Andere in Schatten.

Unbeachtet tagte das Concil, oder einige 100 Prälaten, die sich Concil nannten, noch einige Monate weiter. Am 26. Juli wurde noch ein neues Schema über die apostolischen Missionen vertheilt. Am 13. August fand eine Generalcongregation statt, der noch 146 fremde Väter beiwohnten; alle übrigen waren schon abgereist. Der Fortgang der kriegerischen Ereignisse bereitete aber auch diesem kirchlichen Rumpfparlament ein plötzliches Ende. Die

französischen Truppen, deren Bajonete das Concil und den Papst-König beschützt hatten, wurden zur Vertheidigung der Heimath zurückgerufen und traten in die Loire-Armee ein.

Mit Zustimmung der neuen republikanischen Regierung in Paris rückten die italienischen Truppen am 11. Sept. im Kirchenstaat ein und besetzten am 21. Sept. die Stadt Rom nach einem kurzen Kampfe, der nach des Papstes Wunsche nur die Bedeutung eines nachdrücklichen Protestes haben und nicht bis auf's Aeußerste fortgeführt werden sollte.

So hatte, zwei Monate nach der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit, die weltliche Herrschaft ihr Ende erreicht. Am 28. Sept. erhob der Papst feierlichen Protest gegen den an ihm begangenen Raub; und am 20. Oct. vertagte er das Concil, angeblich wegen mangelnder Freiheit, bis auf bessere Zeiten, d. h. bis zur Wiedererlangung seiner weltlichen Macht und des Kirchenstaats. Ob nun diese besseren Zeiten bald kommen werden, ist nicht zu sagen, aber jedenfalls unwahrscheinlich. Bisher waren jedenfalls alle päpstlichen Bemühungen, den früheren Besitz wieder zu erlangen, vergeblich. Auch die demüthigenden, an den protestantischen Kaiser Wilhelm gerichteten Bitten, ihm wieder zum Kirchenstaat zu verhelfen, haben den Papst seinem Ziel nicht näher gebracht, und ebensowenig die Bemühungen der katholischen Partei im deutschen Reichstag; und so ist wohl eine Fortsetzung des Concils in Rom nicht so bald zu erwarten. Wäre die vor einiger Zeit circulirende Nachricht wahr, so könnten wir ja die Väter sich vielleicht in Zukunft wieder einmal in Trient oder Malta versammeln sehen.

Möchte es ihnen dann gegeben werden, Beschlüsse zu fassen, die für die katholische Kirche und für die ganze Christenheit von segensreichen Folgen sein können, was man von denen des Vatikanischen Concils nicht sagen kann.

III.

Denn dessen Folgen müssen als durchaus unheilvolle bezeichnet werden, sowohl wenn man die katholische Kirche als die anderen Kirchen betrachtet und sowohl in Bezug auf die seit dem Concil verflossene Zeit, als wenn wir die wahrscheinlichen zukünftigen Folgen in's Auge fassen.

Denn was hätte wohl die katholische Kirche durch das Concil gewonnen? Ist dadurch etwa die katholische Glaubenslehre auf erfreuliche Weise ausgebaut worden? Das wird wohl Nie-

mand im Ernste behaupten; wenn auch die Missionsbischöfe versicherten, die Unfehlbarkeitslehre werde für den Unterricht der Indianer, Neger, Neuseeländer und Kaffern ausgezeichnete Dienste leisten, denn bisher mußten diese armen Heiden mit mancherlei ihnen unverständlichen Erklärungen über die Kirche geplagt werden, während ihnen jetzt gesagt werden kann: In Rom wohnt ein Mann, dem giebt der liebe Gott alle Lehre unverfälscht ein, und der hat sie uns mitgetheilt und uns damit zu euch geschickt. Das sei, meinten die Missionsbischöfe, kurz und einfach, und auch dem Kinde verständlich.

Noch weniger wird Jemand behaupten wollen, daß durch das Vatikanische Concil neues geistliches Leben in die zumeist erstorbenen Glieder der katholischen Kirche gekommen sei, denn was da festgestellt wurde, waren ja theils längst anerkannte Glaubenssätze, theils aber solche neue, die nur eine Person verherrlichen, nicht aber die Anderen zu neuem geistlichen Leben erwecken konnten.

Nun so hat aber doch wenigstens der Papst Vortheile vom Concil gehabt — kann man sagen. Seine Macht ist gewachsen. Er kann nun sagen: „L'église c'est moi“ (die Kirche bin ich), wie Ludwig XIV. sagte: „L'état c'est moi“ (der Staat bin ich). Die katholische Kirche ist, nach Erzbischof Mannings Ausdruck, gleichsam als aus der Rippe des Statthalters Christi genommen zu denken und er leitet sie nun ganz nach seinem Gutdünken. — Nun ja, das läßt sich allerdings nicht läugnen, daß er jetzt uneingeschränkter Gebieter ist, und kein widerspenstiger Bischof oder ein Verein von solchen gegen ihn Front machen kann, so lange sie überhaupt der katholischen Kirche angehören wollen.

Aber wiegt diese Machtvergrößerung des Einen die Nachtheile auf, die der ganzen katholischen Kirche dadurch erwachsen? Muß es dem Papst nicht vielmehr manchmal bedenklich werden, daß wegen seiner eigenen Verherrlichung solche Verwirrung und Trennung in die Kirche gekommen ist? — Daß ein großer Theil der Bischöfe durch die Proklamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit bewogen worden ist, den Glauben an dieses Dogma zu erheucheln, gegen ihre Ueberzeugung zu sprechen und zu handeln und dadurch Tausenden von Katholiken zum Aergerniß zu werden?

Das macht sich vielleicht noch nicht so bald auf schädliche Weise fühlbar, daß nun die Bischöfe zu päpstlichen Dienern degradirt sind, die Bischöfe, die, wie ich schon sagte, wenigstens was die Concils-

Majorität betrifft, sich ihre eigenen Ketten geschmiedet, und sich selbst, wie Besiegte und Unterworfene, an die Triumphwagen des Papstes gespannt haben. – Ebenso wird es wohl die katholische Kirche ertragen, daß die Concilien jetzt, nach dem 18. Juli 1870, wenig Bedeutung mehr haben werden, da sie sich ja 300 Jahre ohne dieselben beholfen und an den Päpsten hat genügen lassen.

Aber die für die katholische Kirche schädlichen Folgen können doch nicht ausbleiben, und sind nicht ausgeblieben; denn indem die höchste Lehrautorität der Kirche, das ökumenische Concil, zum Organ einer extremen Partei herabsank und Lehren sanctionirte, welche mit der Lehre und der Geschichte der Kirche, sowie der heiligen Schrift in grellem Widerspruch stehen, vernichtete diese Autorität sich selbst und untergrub das Fundament, auf dem bisher die katholischen Christen sicher zu stehen meinten.

Das Urtheil des bekannten katholischen Historikers Alfred von Reumont über das Vatikanische Concil, welches er in seiner Broschüre „Pro Romano Pontifice" ausgesprochen hat, muß daher als ein zutreffendes bezeichnet werden. Er sagt in derselben: „Das Vatikanische Concil, in welcher Absicht immer es berufen worden sein mag, ist ein Unglück gewesen für die gesammte katholische Welt, für den Clerus, für den Episkopat, somit in letzter Instanz für das Papstthum selbst. Es hat die Einigkeit gefährdet, statt sie zu befestigen, es hat die Autorität geschwächt, statt zu stärken, es hat die Gewissen bedrängt, statt sie zu beruhigen, es hat die Erwartungen wünschenswerther Reformen getäuscht, statt sie zu erfüllen, es hat die Hoffnung confessioneller Ausgleichung in weite Ferne gedrängt, statt sie näher zu bringen. Es hat die Fragen wieder angeregt, die einst Völker und Staaten in Verwirrung stürzten; Fragen, deren praktische Tragweite heute, Gott sei Dank, nicht mehr die alte ist, deren bloße Tradition aber, sehr zur Unzeit erneuert, das Vertrauen zu stören geeignet ist. — Es bedroht uns in seinen Folgen mit der Beeinträchtigung von Zuständen, mit denen, so scheint es, die Kirche wie die katholische Wissenschaft zufrieden zu sein Anlaß gehabt hätte."

Manche der von Reumont genannten traurigen Folgen des Concils werden sich erst allmälig zeigen und mehr und mehr fühlbar machen; andere aber sind schon zu Tage getreten, oder werden jetzt offenbar.

So nimmt z. B. besonders in Deutschland, und zwar natürlich

mehr unter den Männern als unter den Frauen, die Abkehr der gebildeteren Klassen von der Kirche und der Widerwille gegen so manche Irrthümer, seit 1870 sichtbar überhand.

Viele, der Religion so schon halb Entfremdete, scheiden sich nun, wenigstens innerlich, vollends von einer Kirche, die solche Lehren aufstellt und die für die moderne Bildung und für die Entwickelung des menschlichen Geistes nur Anathema besitzt. Aeußerlich zwar kommt es noch nicht immer zum Bruch mit der Kirche, aber der innerliche Abfall nimmt um so größere Dimensionen an, und wird auch noch äußerlich seine Früchte tragen. — Eine solche Scheidung ist zwar nicht unbedingt und immer zu beklagen, aber insofern die Einheit der Kirche dadurch gestört wird, muß sie von katholischem Standpunkte aus doch bedauert werden.

Die altkatholische Bewegung zeigt uns aber auch schon eine anfangende äußere Secession, eine Bildung von Rom losgetrennter Kirchengemeinschaften.

Zwar dürfen wir diese Bewegung nicht überschätzen. Der Jansenismus, welcher vor 200 Jahren Frankreich in Aufregung versetzte, war eine größere und tiefer religiöse Bewegung als die altkatholische, und doch ist sie durch die katholische Kirche überwunden worden; nur in der sogenannten Kirche von Utrecht hat sich ein schwacher Rest des Jansenismus erhalten.

Aber wir wollen den Altkatholicismus auch nicht unterschätzen und nicht mit der durchaus flachen Ronge'schen Bewegung der 40er Jahre gleichstellen; denn wenn auch die altkatholische Bewegung nicht durchgängig so, wie die Reformation, aus rein religiösen Bedürfnissen hervorgegangen ist, so ist sie doch, wenn wir ihren Ursprung und ihre Hauptleiter ansehen, eine Empörung des, durch's Concil auf's Neue unterdrückten Wahrheitsgefühls gegen die Lüge, folglich ein sittlicher Kampf, dem wir guten Erfolg wünschen müssen.

Freilich ist es nicht zu vermeiden, daß sich an dieser Bewegung, eben weil dabei mehr nur der Verstand gegen die Unvernunft streitet und das tiefere religiöse Bedürfniß dabei weniger in Frage kommt, auch viele Solche betheiligen, die nur einen Widerwillen haben gegen römische Mißbräuche, eine Abneigung gegen römische Hierarchie und dergleichen, ohne viel sittlichen Ernst und religiöses Bedürfniß mit in den Kampf zu bringen, und ohne ein Opfer bringen zu wollen, wie z. B. die Mitglieder des Karlsruher Altkatholiken-Vereins, welche den Beschluß faßten, mit dem Versuch

einer Kirchenbildung zu warten, bis ihnen der Staat die Mittel dazu geben würde.

Doch so wenig Begeisterung für ihre Sache zeigen wohl nicht alle altkatholischen Vereine.

Auch ist die Bewegung erst im Anfange und muß sich noch klären. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch Scheidungen stattfinden und die Ernsteren, um religiöser Güter willen Ausgetretenen, sich durch ein entschiedenes Bekenntniß von den Flacheren trennen werden. Der Stiftsprobst Ignaz von Döllinger in München sagt darüber: „Bezüglich der Beschränkung der Bewegung auf gläubige Christen giebt es meines Erachtens kein anderes Verwahrungsmittel, als die Aufstellung eines positiven Bekenntnisses, das als Schiboleth dient, so daß, wer es nicht annimmt, nicht zu uns gehört. Das ist denn auch wiederholt geschehen. Da aber die Sache auch ihre politische Seite hat, weil es sich dabei um Förderung und Aufrichtung einer socialen und staatlichen Oberherrschaft und steten Einmischung des Papstthums handelt, so kann nicht verhindert werden, daß auch religiös Indifferente und Ungläubige sich auch in ihrer Weise an der Bewegung betheiligen. Um der Herrschaft willen ist das neue Papst-Dogma, das wir bekämpfen, gemacht worden.“

Möchte sich nur unter den Altkatholiken bald ein, wenn auch der Zahl nach geringer Kern bilden, der nicht nur einreißt und negirt, sondern sich auch auf festen Grundlagen aufbaut und nach Befriedigung des religiösen Bedürfnisses trachtet; der sich, statt auf den unfehlbaren Papst, auf einem anderen unfehlbaren Grunde, nämlich dem untrüglichen Worte Gottes erbaute, und der, dadurch mit reformirender Lebenskraft erfüllt und stetig wachsend, nach und nach aus allen katholischen Ländern Glieder zu einer gereinigten Kirche sammelte. Von solcher Gründung auf Gottes Wort, hat, so viel mir bekannt, noch nicht viel verlautet, und so viel Wahres auch enthalten sein mag in den Erklärungen und Protesten des Braunsberger Professor Michelis, der 11 in Nürnberg versammelt gewesenen akademischen Lehrer, der 44 katholischen Docenten der Universität München, dann derer zu Freiburg und Breslau, der Laienversammlungen zu München, Nürnberg, Königswinter und anderen Orten, so wird doch dadurch mehr nur altes Verkehrtes eingerissen, und römischer Irrthum negirt, aber wenig Material geliefert, um ein Neues aufzubauen.

Doch wir dürfen über eine Sache nicht endgültig urtheilen, die noch im Werden begriffen ist, und wollen die Hoffnung festhalten, daß durch die altkatholische Bewegung nicht nur die römische Kirche eine Einbuße erleide*) oder möglicher Weise auch zu Reformen getrieben werde, sondern daß dadurch auch dem Reiche Gottes Zuwachs und Förderung zu Theil werde.

Ebensowenig, wie auf diesem Gebiet, sind die üblen Folgen des Vatikanischen Concils schon ganz zu Tage getreten auf dem politischen, im Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Doch auch hier zeigen sich schon seine Einwirkungen, und werden es noch immer mehr.

Antonelli versicherte zwar 1870 beständig, dem Papst sei es nur um die Theorie zu thun, aber damit ist natürlich nur gemeint, daß Rom für die Ausführung der dem Staat gegenüber erhobenen Ansprüche günstigere Zeiten abwartet, während es jetzt der weltlichen Macht gegenüber sich nur stillschweigend sein Recht reservirt und nur vorsichtig und nach und nach weitergehend von demselben Gebrauch zu machen sucht. Vorhanden sind aber die Ansprüche Roms und wurden verstärkt durch das Concil.

Schon durch die Feststellung der päpstlichen Unfehlbarkeit selbst hat das Concil das vermeintliche Recht zur Beherrschung der weltlichen Macht durch den Papst sanctionirt; denn er steht nun über Allen, und Alles, was er spricht und thut, ist recht.

Durch die rückwirkende Kraft der Unfehlbarkeit ist aber auch der berüchtigte Syllabus vom Jahre 1864 zu voller Geltung gekommen, nach welchem ja im Sinn Bonifacius VIII. die geistliche, die Papst-Macht alles Andre beherrscht. Es ist also, auch abgesehen von einzelnen durch das Concil bestätigten Sätzen, einleuchtend, daß die Concilsbeschlüsse über das Gewissensgebiet der Religion hinausreichen, daß die päpstliche Unfehlbarkeit mit der Doctrin von der päpstlichen Herrschaft über die Monarchen und Regierungen eng verknüpft ist, und daß die mittelalterlichen, ohnehin nie ganz aufgegebenen Prätensionen von der Herrschaft des Papstes über alle Fürsten und Völker, auch in zeitlichen Dingen, durch das Concil zum Rang einer Glaubenswahrheit erhoben sind; so daß sich alle Staaten eigentlich, nach römischer Anschauung, in

*) Aeußerlich treten übrigens viele Altkatholiken, besonders in Oesterreich, nicht aus der katholischen Kirche aus, weil sie durch ihr Bleiben ihr Anrecht auf Kirchengut oder Staatshülfe zu wahren hoffen.

einem Zustand permanenter Auflehnung gegen ihre rechtmäßige, göttlich gesetzte Obrigkeit, den Papst, befinden.

Eine nähere Betrachtung der, in das Gebiet der weltlichen Obrigkeit eingreifenden Concilsbestimmungen wird es ganz anschaulich machen, daß das Verhältniß zwischen Staat und Kirche seit dem 18. Juli 1870 ein ganz anderes geworden ist und Conflikte zwischen diesen Gewalten nun kaum auf die Dauer zu vermeiden sein werden.*)

Durch das dritte Kapitel der Constitution Pastor aeternus vom 18. Juli 1870, sind alle Rechte, welche den Staatsregierungen Einfluß auf die Besetzung der bischöflichen Stühle und auf die Leitung der Diöcesen durch die Bischöfe gewähren, illusorisch geworden, und es giebt in Zukunft kein Mittel für die ersteren, diesen Einfluß, als einen ernstlich verbürgten wieder zu erlangen.

Dogmatisch ist durch jenes Kapitel, welches das schrankenlose Universalepiskopat der Päpste feststellt, das Episkopalsystem feierlich verdammt, und der Glaube an das krasseste Papalsystem nun unbedingt nothwendig für das Seelenheil jedes einzelnen Katholiken. Neben der Befugniß des Papstes, in alle Angelegenheiten der Diöcesen concurrirend einzugreifen, hat die Regierungsgewalt der Bischöfe thatsächlich gar keine Bedeutung mehr, und folglich hat auch die Staatsgewalt, auch wenn sie auf die Besetzung eines bischöflichen Stuhls noch Einfluß ausüben könnte, nicht die geringste Aussicht mehr, daß die Diöcesen nach ihrem Wunsch verwaltet werden, daß z. B. keine Aufreizungen gegen obrigkeitliche Verordnungen oder andere Beunruhigungen stattfinden.

Ferner verurtheilt die Constitution Pastor aeternus im vierten Kapitel, da auch die Encyklika und der Syllabus von 1864 ex cathedra reden, in einer, alle gläubigen Katholiken verpflichtenden Weise, alle Gewissens-, Rede- und Preßfreiheit, so wie den Anspruch des Staates, die Stellung der Kirche durch Gesetze zu regeln.

Endlich werden durch dieses vierte Kapitel, dessen wichtigsten Satz, die Unfehlbarkeitserklärung, ich wörtlich mitgetheilt habe, alle ex cathedra geschehenen Verordnungen Pius IX. und seiner Vorgänger, zu unfehlbaren unveränderlichen göttlichen Offenbarungen, deren Uebertretung für die Katholiken förmliches Widerstreben gegen ein göttliches Gebot ist.

*) Das Folgende, von den Folgen des Concils auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche Handelnde, ist größtentheils den „Grenzboten" 1871, entnommen.

Selbstverständlich werden also nun die Conflikte zwischen Kirche und Staat zu Ungunsten des letzteren wesentlich gefährlicher, denn der gewissenhafte Katholik wird des Schriftwortes in Bezug auf die Wahl zwischen den zwei Herren eingedenk sein müssen, und wenn er selbst nicht die rechte Entscheidung zu finden vermag, von seinem Beichtvater die Mahnung hören: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, wird nach den, jetzt die römisch-katholische Kirche beherrschenden Anschauungen, weniger betont werden. Früher brauchte ein Katholik päpstliche Erlasse doch nur als Verordnungen eines Priesters, wenn auch des vornehmsten in der Kirche anzusehen. Nun aber, wenn er die Unfehlbarkeitserklärung mit seinem Verstande und seinem Begriff von der Natur des Menschen in Einklang zu bringen im Stande gewesen ist, und sich ihr unterworfen hat, wird er die direkt von Gott stammenden päpstlichen Erlasse jederzeit über die des Staates stellen, und wo beide mit einander streiten, den ersteren unbedingt den Vorzug geben. Dies ist auch um so mehr zu erwarten, als unter den obwaltenden Verhältnissen, nach dieser Erhebung des vom Lehrstuhl sprechenden Pontifex zu einer übermenschlichen Stellung, die seither schon von vielen Kanzeln und in nicht wenigen Beichtstühlen betriebenen Aufreizungen gegen die Autorität des Staates, noch häufiger und in verstärktem Maaße stattfinden werden.

Und wie die Sachlage sich für den Staat, seinen katholischen Angehörigen gegenüber, ungünstiger gestaltet hat, so auch der Curie gegenüber; denn die Oberleitung der katholischen Kirche wird Verhaltungsregeln, welche dem Papste vom heiligen Geiste eingeflößt worden sind, mit größerer Kraftentwickelung und Ausdauer zur Geltung bringen, als solche, die nur Willensäußerungen einzelner Päpste waren, und wird ihnen widersprechende Einrichtungen und Tendenzen des Staates eifrig und hartnäckig zu beseitigen, zu umgehen oder zu verletzen entschlossen sein.

Päpstliche, seit dem 18. Juli 1870 unfehlbar gewordene, Aussprüche, welche mit dem, was im deutschen Reich und anderwärts Recht und Gesetz ist, in entschiedenem Widerspruch stehen, giebt es nun leider genug; und ich will nur eine kleine Auswahl derselben vorführen, nach der Zusammenstellung des Prof. Schulte in Prag, in welchem die Wissenschaft des Kirchenrechts einen ihrer gelehrtesten Vertreter hat. Derselbe sagt in einer Schrift, betitelt: „Die Macht der Päpste“: Es ist bewiesen worden, daß die Päpste,

nach ihrer Lehre, über die Welt, die Länder, Völker, Meere, die Reiche aller Art, die Kaiser, Könige und alle Herrschaften, die volle unumschränkte Gewalt besitzen. Es ist insbesondere bewiesen worden, daß die Päpste, nach ihrer Lehre, die weltlichen Machthaber absetzen, die Völker von der Treue gegen sie entbinden, Land und Leute verschenken, das Recht zur Occupation, zur Aneignung von Menschen als Sklaven geben können.

Es ist weiter bewiesen worden, daß die Päpste, nach ihrer Lehre, berechtigt sind, jegliches, nach ihrer Ansicht dem Interesse der Kirche nachtheilige Staatsgesetz für nichtig zu erklären und von dessen Beobachtung zu entbinden. Es ist ebenso bewiesen worden, daß die Päpste, nach ihrer Lehre, über Leib und Leben, Gut und Freiheit der Ketzer und der von ihnen Gebannten nach Belieben verfügen können. Es ist endlich bewiesen worden, daß die Päpste, nach ihrer Lehre, befugt sind, den christlichen Monarchen zu befehlen, daß sie die von Rom gebannten Fürsten und Staaten mit Krieg überziehen und sie unterjochen.

Nun ist aber von Päpsten ex cathedra erklärt worden, daß die Päpste die Grenzen ihrer Gewalt nie überschritten, daß sie in ihren Constitutionen und Canones nie geirrt haben. Nun ist ferner niemals ein Ausspruch erfolgt, der unzweifelhaft irgend eine Seite des individuellen oder socialen Lebens der Gewalt der Päpste entzieht; vielmehr sind in den päpstlichen Constitutionen und Acten, alle Arten des Staats- und Privatrechts enthalten, Verfügungen über Thron, Land, Leute, Gesetze, Verträge der Fürsten, Eigenthum, Freiheit, Leben der Unterthanen, katholischer wie nichtkatholischer; über Ehe, Testamente, Erbrecht, öffentliche und private Sicherheit u. dgl.

Es liegt also nur in der Hand des Papstes, ob er irgend etwas thun oder nicht thun will, und die Schranke der päpstlichen Allgewalt auf Erden besteht nur in ihrem Gutdünken.

Und weiter sagt Schulte: Da unzweifelhaft gerade die wichtigsten principiellen Erklärungen einen dogmatischen Charakter tragen, da der Papst, wenn er einen dogmatischen Satz ausspricht, unfehlbar ist und seine Aussprüche unabänderlich sind, so folgt mit Nothwendigkeit, daß die Päpste noch heute und in Zukunft, ganz dieselbe Gewalt haben, welche sie jemals hatten und zu handhaben sich für berechtigt hielten.

Nun wird zwar katholischerseits eingewendet, den meisten der von Schulte angeführten Constitutionen wohne der Charakter ex cathedra nicht bei, und folglich werde für dieselben auch nicht die Eigenschaft der Unfehlbarkeit beansprucht.

Aber wenn es sich auch so verhalten sollte, so wird doch durch die Constitution Quanta cura — gewöhnlich Encyklika genannt — mit welcher am 8. Dec. 1864 der bekannte Syllabus veröffentlicht worden ist, bewiesen, daß noch heute von der Curie die mittelalterlichen Tendenzen festgehalten werden, deren letztes Ziel die Erniedrigung des Staates zum Knechte der Kirche, und die Errichtung einer katholischen, alle Andersgläubigen beseitigenden Priesterherrschaft war; und diese Erlasse von 1864 haben unstreitig die Qualität eines Erlasses ex cathedra und müssen für die Katholiken für unfehlbar gelten, denn in der Encyklika spricht der Papst als Hirt und Lehrer aller Völker und wendet sich kraft seiner apostolischen Autorität an alle Katholiken. Der Syllabus aber ist nur eine Erläuterung und Beispielsammlung zu den in der Encyklika verdammten Ansichten, muß also als integrirender Theil derselben angesehen werden und theilt vollständig ihre Ansprüche auf Unfehlbarkeit.

Diese beiden Erlasse verurtheilen z. B. die durch die deutschen Verfassungen gewährleistete Gewissens-, Rede- und Preß-Freiheit. Sie verwerfen das vom Staat beanspruchte Recht, die Stellung der Kirche zum Staate gesetzlich zu regeln und jeden Mißbrauch der geistlichen Gewalt zu verhüten und zu strafen. Sie leugnen die Befugniß der Staaten, von Concordaten ohne die Zustimmung der Curie zurückzutreten, in Betreff der Ehe Gesetze zu geben, die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen und zur Leistung der Militärpflicht anzuhalten, sowie die Ehesachen dem weltlichen Richter zu überweisen. Sie verdammen also eine ganze Reihe von Grundsätzen und Einrichtungen, welche sich in den Staaten des deutschen Reichs, sowie andrer Länder in anerkannter Geltung und Wirksamkeit finden, und es liegt auf der Hand, daß vielfache Collisionen der Staats- und Kirchengewalt immer häufiger herbeigeführt werden müssen, nachdem diese Grundsätze eine so feierliche Bestätigung gefunden haben. Aber auch schon vor dem 18. Juli 1870 wurden die Thesen des Syllabus praktisch ausgeführt, z. B. Oesterreich gegenüber, indem, wie ich schon erwähnte, Pius IX. am 22. Juni 1868 die österreichische Verfassung von 1867 verdammte, und deren Gesetze über Ehe, Schule und das Verhältniß der Religionsgesellschaften zu einander, in einer Allocution, für null und nichtig erklärte; und am 13. August 1869 hat dann die römische Pönitenziarie, d. h. die Behörde der Curie, welche die päpstlichen Rechte für das Gewissensgebiet auszuüben hat, den Eid der österreichischen Staatsbeamten auf jene Verfassung, wofern ihm nicht

eine die Rechte der Kirche im Sinne des Syllabus wahrende Clausel angefügt würde, für unerlaubt und damit für nicht bindend erklärt.

Nach dem Concil ferner haben sich die bairischen Bischöfe, durch Verkündigung der Constitution vom 18. Juli 1870, direkt gegen das in Baiern geltende Staatsrecht aufgelehnt.

Ebenso haben preußische Bischöfe, wider die zu Recht bestehenden Bestimmungen, Lehrern an der Universität Bonn und am Staatsgymnasium zu Braunsberg, welche das Unfehlbarkeitsdogma mit ihrem Verstand und ihrem Gewissen nicht vereinigen konnten, ohne den Cultusminister zu fragen, ihre Lehrbefugniß zu entziehen gesucht.

Bekannt ist ja auch, wie die klerikale Centrumsfraction im Reichstage, ganz im Sinne des Syllabus, der das Nichtinterventionsprincip verdammt, den Versuch machte, ein Einschreiten Deutschlands zu Gunsten einer Wiederherstellung des Kirchenstaates herbeizuführen; und dann sich bemühte, einen Artikel in die Reichsverfassung zu bringen, welcher die in den süddeutschen Staaten bestehenden Beschränkungen der Freiheit der katholischen Kirche beseitigt hätte.

Neuerdings sind dann auch noch der Bischof Krementz von Ermeland und der preußische Militärbischof, auf direkt von Rom kommende Anweisung hin, sehr entschieden gegen die Regierung aufgetreten.

Dieses Frontmachen der Katholiken, besonders in Preußen und Baiern, gegen ihre Obrigkeit, ist gewiß ein bedenkliches Symptom, und es ist wohl anzunehmen, daß dasselbe eher in der Zunahme begriffen ist.

Nicht minder bedenklich ist die hin und wieder offenbar gewordene *Verbindung der Katholiken-Führer mit denen der auf den Umsturz* der gegenwärtigen Verhältnisse *Hinarbeitenden.* Bischof Kettelers Connexion mit diesen Leuten war schon längere Zeit verdächtig, und die Germania, das Hauptorgan der katholischen Kirche in Deutschland, brachte im vergangenen Sommer einen Artikel, der die freche Drohung enthielt, wenn der Staat den Ultramontanen nicht den Willen thäte, so würden sie sich mit einer, der deutschen Einheit gefährlichen Macht verbünden; und als man dann an Frankreich dachte, erfolgte nach einigen Tagen die Belehrung, daß damit die Rothen gemeint gewesen seien.

Mag nun auch ein obscurer Kaplan diesen Artikel geschrieben haben, so war doch klar, daß vornehme Gesinnungsgenossen hinter ihm standen. Dies wurde noch deutlicher durch die am 25. Nov. 1871 erfolgte interessante Mittheilung des bairischen Ministers von Lutz im Reichstage, indem derselbe berichtete, daß der Bischof von Passau

in einer amtlichen Unterredung zu ihm gesagt habe, die Kirche werde sich demnächst mit der Demokratie und mit den Massen verbinden, um die Herrschaft im Staate zu erlangen; und als er, Lutz, ein ungläubiges Gesicht gemacht, habe ihm der Bischof bemerkt: Nehmen Sie das ja nicht so leicht; es verhält sich so!

Nun, wir haben wohl leider wenig Ursache, an der Richtigkeit dieser bischöflichen Mittheilung zu zweifeln, und sehen überhaupt nicht ohne Unruhe die durch das Vatikanische Concil theils neu hervorgetretenen, theils verstärkten aggressiven Absichten der römisch-katholischen Kirche gegen den Staat im Wachsen begriffen. Zwar können wir uns wohl sagen, daß keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, es werde die weltliche Macht vorherrschend protestantischer Länder je wieder ganz unter römische und päpstliche Botmäßigkeit kommen, aber doch kann der sehr bedeutende Einfluß des theilweis in einem gegen den Staat feindlichen Geist erzogenen und von einer ausländischen Centralstelle geleiteten Clerus, große Schwierigkeiten und Kämpfe bereiten, denen wir auch durch solche Gesetze, wie das durch den bairischen Minister Lutz durchgesetzte und gegen aufreizende Prediger gerichtete, kaum aus dem Wege gehen werden, auch wenn ihm noch ähnliche und anderer äußerer Zwang folgen sollten — ganz abgesehen davon, daß sich die Schärfe dieses Gesetzes, zumal bei zunehmender Entchristlichung des Staates, auch gegen nichtkatholische Geistliche kehren wird.

Auf der anderen Seite aber muß man auch das im Auge behalten, daß es in unsern Tagen eine durch den jetzigen Zeitgeist hervorgerufene Modesache geworden ist, die durch den römischen Ultramontanismus uns drohende Gefahr zu übertreiben und in den Jesuiten die drohendste und nächste Gefährdung Deutschlands zu erblicken. Mancher Zeitungsredakteur leitartikelt ohne besonderen Anlaß über jesuitische Umtriebe und sucht seine Leser durch das vorgeführte schwarze Gespenst von Jesuiten-Verschwörungen und Intriguen in Schrecken zu setzen, während oft nur sehr unbedeutende Thatsachen zu Grunde liegen. Er kann auch darauf rechnen, mit seinem noch so schwach begründetem Alarmblasen gute Aufnahme zu finden, denn Vielen flößt schon das bloße Wort „Jesuit" einen Schauder ein. Sie billigen ohne Untersuchung Alles, was gegen Ultramontanismus und Jesuitismus vorgebracht wird, und wenden diese Ausdrücke auch ohne weiteres auf solche evangelische Geistliche an, welche nach ihrer christlichen, auf das Wort Gottes gegründeten Ueberzeugung lehren und handeln.

Auf sie, auf die evangelischen Geistlichen, wendet sich nun auch ein Theil des Hasses, der durch das Vatikanische Concil und durch den, seit dem Concil allerdings gefahrdrohender auftretenden Ultramontanismus geweckt worden ist, und so hat denn auch die evangelische Kirche seit 1870 mehr Feinde als vorher und wird je länger je mehr Angriffen ausgesetzt sein, die ohne die römische Verirrung im Unfehlbarkeits-Concil vielleicht noch einige Zeit aufgeschoben worden wären.

Wie in Bezug auf den Staat, so sind also auch für die evangelischen Kirchen und die ganze Christenheit die Folgen des Vatikanischen Concils beklagenswerthe; denn durch dieses Concil ist (abgesehen von der eben erwähnten Uebertragung eines unbestimmten Jesuitenhasses auf evangelische Geistliche) leider das Christenthum noch mehr und bei noch größeren Mengen in Mißcredit gekommen, als dies schon vorher der Fall war, und die große Menge der nur von materiellen Interessen Erfüllten, der Religion mehr oder weniger feindlich Gegenüberstehenden, die von einer Cultur ohne Cultus träumen, dennoch aber die Neu-Constituirung der evangelischen Kirchen nach ihrem Sinn ausgeführt haben wollen und dadurch dieselben mit Zersplitterung und Auflösung bedrohen — die Menge dieser bloßen Namenchristen ist durch das Unfehlbarkeits-Concil erstarkt und gewachsen. Denn dadurch, daß diese Kirchenversammlung im Namen des Christenthums und als Repräsentantin von mehr als der Hälfte aller Christen, zum Theil völlig unchristliche Sätze aufgestellt hat, ist das Christenthum bei Vielen, auch bei Nichtkatholiken, in Verachtung gekommen, die vielleicht bisher nur gleichgültig waren, und die Feinde der christlichen Religion sind dadurch in ihren Aggressionen bestärkt worden.

Sie haben nun gesehen, sagen sie, was die Pfaffen erstreben, und wohin die Pfaffenwirthschaft, die consequente Hierarchie führt. Sie glauben nun mit um so größerem Eifer auch gegen ihre Pfaffen, gegen ihre evangelischen Geistlichen und gegen alle vermeintliche Hierarchie in der evangelischen Kirche angehen zu müssen; ohne zu bedenken, daß diesen ihren Geistlichen jetzt schon kaum noch etwas Anderes gestattet ist, als das Wort zu verkündigen, und daß es wahrhaft lächerlich ist, von der Hierarchie evangelischer Geistlichen zu reden.

Oder bei Anderen haben die neuen schweren Verirrungen der katholischen Kirche, wenn auch nicht solche aggressive Tendenzen hervorgerufen, so doch wenigstens eine allgemeine Abwendung von allem Christlichen befördert.

Kurz, das Christenthum hat einen Schlag erhalten durch das

Vatikanische Concil und die protestantischen Kirchen mit, weil sie eben in ihrer Mitte so Viele haben, die sich über jede Niederlage des Christenthums freuen, oder dadurch nachtheilig influirt werden; so Viele, die bei der jetzigen, so schon überwiegend materiellen Zeitströmung, in der vollständigen Negation der ethischen und idealen Lebensauffassung bestärkt werden, wenn sie sehen, wie ein Theil der Christenheit durch seine eigenen Führer auf solche Irrwege geleitet wird, während der andere Theil, die evangelischen Kirchen, durch Zersplitterung, Zwietracht, unvollkommenen äußeren Ausbau und Mangel an kräftigen Lebensregungen Viele eher abstößt als anzieht; zumal wenn das Auge des Geistes für eine innere, mit großer äußeren Unvollkommenheit vereinbare Herrlichkeit noch nicht geöffnet ist.

So können wir also mit nichts weniger als Befriedigung auf diese Kirchenversammlung zurückblicken, über deren Verirrungen und schädlichen Einfluß wir uns zwar insofern nicht zu schämen und zu grämen haben, als ja die protestantischen Kirchen keine Schuld daran haben, daß das Oberhaupt und die Repräsentanten der römisch katholischen Kirche ein in sich selbst unwahres Dogma sanctionirt haben und auf immer weitere Abwege gerathen. Aber doch schämen wir uns mit, und es ist eine unwillkürlich demüthigende Ueberlegung, wenn wir, uns auf einen universaleren Standpunkt stellend und uns als Glieder der großen Menschen- und Christenfamilie ansehend, bedenken, daß nach 1800jähriger christlicher Entwickelung noch so wenig erreicht ist, daß von der ältesten, größten und mächtigsten Kirche noch auf diese schamlose Weise die Wahrheit mit Füßen getreten, eine Unwahrheit zum Dogma erhoben und der harrenden Christenheit als ein Universalmittel ihrer Leiden dargereicht werden kann.

Und wenn wir dann an den, abgesehen vom Vatikanischen Concil, schon hinlänglich traurigen Zustand der Christenheit denken, so liegt uns die Frage nahe: War es nicht schon genug, daß die socialen Zustände aller christlichen Länder immer beunruhigender werden, daß ein Einsturz aller bestehenden Verhältnisse immer drohender an uns herantritt, daß der Friede weggenommen scheint von der Erde und ein unheimliches Vorgefühl naher Umwälzungen, innerer und äußerer Kämpfe und Kriege auf uns lastet, daß die Gottesfurcht immer mehr schwindet und Gottesverläugnung und Verachtung der heiligen Schrift immermehr überhand nimmt? Warum mußte denn diese völlig überflüssige Erfindung der Römischen, die lächerliche Unfehlbarkeit eines Staubgebornen, und warum mußten

denn die ungeheuerlichen Ansprüche des Papstes noch dazu kommen, um dem Christenthum noch einen Stoß zu geben, die Zahl der Feinde des Christenthums zu mehren und sie zu entschiedenerem Auftreten zu ermuthigen, Conflikte mit der Staatsgewalt heraufzubeschwören, und unsere Zustände noch unsicherer zu machen?

Doch solche Fragen sind insofern unnütz, als sie das einmal Gewordene nicht ändern. Trösten wir uns vielmehr nicht nur mit der allgemeinen, beruhigenden Wahrheit, daß Gott der Herr noch das Regiment hat und auch das Aergste zu unserm Besten und zur Förderung Seines Reiches mitwirken lassen kann und will, sondern auch damit, daß gerade, wenn alle weltlichen Reiche und Throne wanken, und auch das früher so feste Gebäude der römischen Kirche erschüttert wird, wenn alle früher gesicherten und christlich geordneten Verhältnisse sich auflösen, der Damm des christlichen Staates, und überhaupt Alles weggenommen wird, was die Ungerechtigkeit noch aufhielt, und eine beinah allgemeine Auflehnung der Gottfeindlichen gegen den Gott um sich greift, welchen uns sein heiliges Wort verkündigt, daß wir gerade dann die Erscheinung des Herrn und die Aufrichtung eines vollkommneren Reiches erwarten können, als alle bisher in's Dasein getretenen Theokratien und Monarchien waren.

Dieser hoffnungsreiche Blick in bessere, durch Gottes unmittelbares Eingreifen sicher einstmals, wenn auch vielleicht nicht nächstens, eintretende Zukunft, kann uns auch über solche betrübende Zeitereignisse trösten, wie die Vatikanische Kirchenversammlung ist, indem uns dieselben dann nur wie die gerötheten Bergesspitzen vorkommen, welche uns anzeigen, daß die Nacht vorüber, die Sonne bald aufgehen und der Sabbath der Völkergeschichte anbrechen wird.

Uns Protestanten kann und soll aber die Betrachtung des Vatikanischen Concils nicht nur auf eine trostreiche, freilich erst nach schweren Kämpfen und erschütternden Katastrophen eintretende Zukunft hinweisen, sondern auch auf eine große Vergangenheit; sie soll uns dadurch zur inneren Förderung gereichen, daß wir uns durch dasselbe erinnern lassen an die großen Güter, die uns durch Gottes Gnade durch die Reformation gegeben sind, nämlich Gottes Wort, lautere Lehre und Freiheit vom päpstlichen und überhaupt menschlichem Joch in Glaubenssachen, und daß wir nun, durch fremde Verirrung demüthig lernend, uns dieser Schätze um so eifriger bedienen.

Möge es an solchem heilsamen Einfluß nicht fehlen, damit auch hier aus dem Bösen etwas Gutes komme!